Ein

Bauernjahr

in

vier Quartalen dargestellt.

Neue Ausgabe.

Passau.
Carl Pleuger
1853.

Kreisbibliothek Regensburg
8° Germ. 1648
Bauernjahr

Ein
Bauernjahr
in
vier Quartalen dargestellt.

Neue Ausgabe.

Augsburg, 1857.
Verlag der **K. Kollmann**'schen Buchhandlung.

1935/146

Kreisbibliothek Regensburg

Vorbemerkung.

Hier kommen lauter bunte Bilder aus dem wirklichen Landleben vor, welche das Jahr hindurch gewöhnlich hier und dort erscheinen. Es sind besonders die Irrthümer und Mißbräuche aufgefaßt, und man beabsichtiget damit, den einen oder anderen Unfug abzustellen, und die Bauern zu guten Christen und Unterthanen zu machen. Diese Darstellung ist das Produkt einer zwanzigjährigen Erfahrung auf dem Lande, also wird

sie desto mehr Glaubwürdigkeit finden; und sie ist hier an dem rechten Platze, weil da hauptsächtlich die allgemeine Wohlfahrt der Menschheit zu befördern gesucht wird.

Inhalt.

Erstes Quartal.

Zweites Quartal.

Drittes Quartal.

Viertes Quartal.

Seite

Erstes Quartal.

Vom neuen Jahre bis Ostern.

1. Das neue Jahr.

(Der Schreierbauer ruft aus dem Fenster den vorübergehenden Nachbar:)

He! sag' mir einmal, was haben denn heute die Schulkinder, daß sie schon vor der Kirche mit dem Schullehrer paar- und paarweise in den Pfarrhof gegangen sind?

Nachbar. Weißt du nicht, daß sie dem Herrn Pfarrer das neue Jahr anwünschen?

Schr. Das ist ja gar eine neue Mode! Für was dieses?

N. Mein Mädel hat gestern bei mir zu Hause erzählt, daß der Schullehrer allen Kindern gesagt habe, nicht bloß schön und artig, sondern auch sogar eine Schuldigkeit wäre es, seinen Vorgesetzten das neue Jahr anzuwünschen.

Schr. Das sagen nur Schmeichler und die Nothigeln.

N. Höre nur; schön und artig wäre es, besonders für Schulkinder, wenn sie zu gewissen Zeiten, wie z. B. am neuen Jahrestage, am Namens- und Geburtsfeste rc. ihren geistlichen und weltlichen Lehrern alles Beste wünschten, und sich ferners ihrer Huld anempfehlen.

Schr. Höre auf, mir thut der Bauch wehe.

N. Und eine Schuldigkeit ist dieses, weil die Schulkinder ihnen viel Gutes zu verdanken haben.

Schr. So was hat man weder von unserem alten Pfarrer noch von dem alten Schullehrer gesehen und gehört.

N. Zeiten und Menschen klären sich halt auf.

Schr. Gehe, sage lieber, Alles wird närrischer. Ich wünsche keinem Menschen das neue Jahr an, weil es für Nichts gut ist, und mir auch kein Mensch es anwünscht.

N. Das kannst du thun, da du so deinen eigenen Kopf hast. Schau, ich bin ganz anderer Ansicht als du. Gefehlt ist, wer glaubt, daß das Neue-Jahr-Anwünschen für Nichts gut ist. Ich nehme an, es wünscht Einer von uns dem Herrn Pfarrer das neue Jahr an. Wird er nicht freundlich von selbem aufgenommen werden, und bei ihm eine gewisse Gunst erlangen? Und braucht ein Solcher Rath und Hilfe, wird er sie nicht eher hoffen dürfen, als ein Anderer, der das ganze Jahr mit dem Herrn Pfarrer kein Wort redet? Ich will dieses nur als ein Beispiel gesagt haben, daß

Freundlichkeit und Höflichkeit schon viel genützt haben.

Schr. Das sind lauter Einbildungen.

N. Und hat bisher Niemand von uns das neue Jahr angewunschen, so ist keine Folge und ein Muß, daß es unsere Kinder nicht thun sollen.

Schr. Ich muß nur lachen, zu was für Narratheien unsere Kinder abgerichtet werden.

N. Du bist halt ein Stock, und bleibst ein Stock.

Schr. Der fest steht, und nicht wie eine Kugel herumtanzt. Der Pfarrer und der Schullehrer, diese taugen zusammen, wie man es nicht leicht irgendwo sieht. Was der Eine will, ist gleich dem Andern recht. Jetzt hört und sieht man keine Komödie mehr wie sonst.

N. Aber jetzt geht es auch zusammen in der Kirche und Schule, daß Jedermann daran eine Freude haben muß.

Schr. Wer mag. Mir ist Alles eins, die Kirche muß doch gehalten werden, wie sich's gehört, und um die Schule kümmere ich mich nicht viel. Von mir aus brauchten wir gar keine.

N. Daß du immer über die Schule Etwas hast!

Schr. Je nun, weil sie uns schon viel gekostet hat, und Gott weiß, was noch kosten wird.

N. Das geschieht Alles zur Ehre Gottes und zur Wohlfahrt unserer Nachkommen.

Schr. Das sagst du, ich aber bin eines andern Glaubens.

N. Ich will nicht streiten, weil es jetzt Zeit ist, in die Kirche zu gehen.

Schr. Du bist halt auch Einer von den gar Gescheiden. Ich halt's mit den Alten.

N. Behüt' dich Gott und komme bald nach.

Schr. Heute nicht, weil ich Haus hüten muß.

(Er schlägt das Fenster zu.)

2. Das heilige Dreikönigsfest.

(Der Schullehrer kommt vor dem Gottesdienste zum Pfarrer.)

Pfarrer. Guten Morgen, Herr Lehrer! setzen Sie sich ein Wenig, weil es noch Zeit ist. Nun gestern Abends hatte ich einen Spektakel erlebt, worüber ich theils lachen, theils mich ärgern mußte. Ich bitte Sie, bis nach zehn Uhr Nachts liefen arme Leute und Kinder im Dorfe und in der Nachbarschaft herum, um zu betteln; und einige Kinder sangen ein erbärmliches Lied von den heiligen drei Königen:

Das heilige Dreikönigslied.

Die heilig drei König sind hoch geboren,
Sie reiten daher mit Stiefel und Sporen;
Sie reiten des Tages dreihundert Meilen,
Sie reiten vor Herodes Haus.
Der Herodes schaut zum Fenster heraus.
„Kehrt ein, kehrt ein, ihr alle drei Herren!
„Ich will euch geben Brod und Wein,
„Ich will euch geben einen g'richten Tisch,
„Weil's Jesukindlein geboren ist." —
Der hint' so schwarz sey,

Der ist uns wohlbekannt;
Sie heißen alle drei
Kaspar, Melchior, Balthasar,
Und sind aus Morgenland.
Die heilig' drei König' sind traurig wor'n,
Weil sie den lichten Stern verlor'n.
So lang der lichte Stern dauern wird,
Soll kein Schauer, kein Donnerwetter seyn.
Und im Haus kein Kindlein hart geboren werd' können,
Und keine Seel' verloren gehen können
Im Namen Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist,
Welche machen die heiligst Dreifaltigkeit.
Die heilig' drei König sind hier;
Und sind's nicht hier,
So kommen's morgen in aller Früh.

Ich will zwar den armen Leuten nicht das Spiel verderben, nur sollten sie nicht mit ihren Kindern bis in die späte Nacht herum schlendern; sie könnten ja früher ihr Geschäft machen.

Lehrer. Das wäre freilich besser, aber wer stellt diesen Mißbrauch ab?

Pf. Ich versuche es. Im nächsten Jahre, wenn mir der liebe Gott das Leben schenkt, werde ich am Sonntage vor dem heiligen Dreikönigsfeste Etwas über diesen Unfug vortragen, und zugleich ankündigen: Wer Abends nach dem Gebetläuten zu mir kommt, soll keinen Kreuzer bekommen. Ich hoffe, es werden dieses mehrere Hauseigenthümer mir nachahmen, die gewiß froh sind, wenn der lästige und verderbliche Nachtbettel einmal abgestellt wird.

L. Das ist scharmant!

Pf. Und noch Eins. Auch die Kinder müssen mir in Zukunft ein besseres und schöneres Lied von den heiligen drei Königen singen. Ich sorge für den Text, und Sie machen eine hübsche Melodie darauf. Ich kann so unsinniges und unwürdiges Zeug über religiöse Sachen nicht leiden. Wenn Etwas gesungen werden soll, so soll man doch einen leidentlichen Gesang vernehmen, und nicht so ein mechanisches Geplapper, wie ich es gestern anhören mußte.

L. Hochwürden Herr Pfarrer! an mir soll es nicht fehlen. Was Sie wünschen, das soll geschehen.

Pf. Morgen Nachmittags gehen wir die ganze Oktav hindurch auf eine Stunde zum Häuserräuchern.

L. Erlauben Euer Hochwürden, aber dieses ist noch niemals geschehen.

Pf. Macht nichts; ich thue es doch, weil es eine ritualmäßige Zeremonie ist. Da dieses in Städten und Märkten geschieht, sollte es nicht auch auf dem Lande geschehen? Ich finde diesen Gebrauch sehr christlich. Unsere Wohnungen sollen auch Gott geweiht seyn, und die an den Thüren gemachten Buchstaben und Kreuze sollen uns immer an die heiligen drei Könige erinnern, die bereitwillig der Eingebung Gottes gefolgt sind; und dieses Beispiel soll uns zur Nachahmung aufmuntern. Die heiligen Kreuze an den Thüren aber sollen Jedermann,

der ein-, aus- oder vorübergeht, zeigen, daß da gutkatholische Christen wohnen.

L. Ja, wenn man die Sache so betrachtet, dann ist sie freilich keine leere Zeremonie, und möchte in vieler Hinsicht sein Gutes haben.

Pf. Das will ich von jeder Kirchenzeremonie. Nun gehen Sie, Herr Lehrer! und lassen Sie drei Viertel läuten, damit wir Schlag acht Uhr den Gottesdienst anfangen können. Heute besuchen Sie mich schon noch? Gott befohlen!

(Der Schullehrer geht ab.)

3. Die Kunkel- oder Spinnstube.

(Nach 7 Uhr Abends kommen die Nachbarsweiber und Mädchen mit ihren Spinnrädern zum Schreierbauern, und auch einige Bursche finden sich ein.)

Bäuerin. Nun, was giebt's Neues?

Nandlweberin. Die Zanklin und Kölblin haben böse mit einander gehaust, so daß es bald zum Raufen gekommen wäre.

B. Daß doch die Kolbin immer Etwas haben muß.

Pritscherin. Ich habe gestern den Gerichtsdiener zum Mayerbauer hineingehen sehen; was das wohl bedeutet haben muß?

B. Was wird's bedeutet haben? Es wird halt den gar braven Sohn angegangen haben.

Schattlin. Ich bitte euch, die Kramertochter ist schon wieder hopps (schwanger).

Nw. Hat ja's Laufen nicht nachgegeben, bis sie ihren Theil erwischt hat.

Pr. Vorgestern hat der Riepel sein Weib tüchtig geprügelt.

B. Recht ist ihr geschehen; was leidet sie dieses. Ich hätte dem Manne die Augen ausgekrallt.

(Alle lachen.)

Steinin. Nun; die Martergörglin hat Nachmittags den Schullehrer schrecklich hergeschimpft, weil er ihren Buben über Mittag bei sich behalten hatte.

Sch. Mit dem Lehrer, dem geschäftigen, möchte ich mich gar nimmer scheeren.

Pr. Der Wirth hat's mit dem Gemeindevorsteher gar nöthig gehabt. Was werden diese wieder auskochen?

Nw. Der Hüter und der Zehntmeyer hätten bald einander umgebracht.

B. Geh', vom Zehntmeyer sag' mir Nichts mehr, sonst wird mir gleich übel.

St. Aber die Pfarrerköchin bäumt sich, als wenn sie eine gnädige Frau wäre.

Nw. Die kann leicht lachen, weil sie das Leben von Gott und das Essen vom Pfarrer hat.

Schreier. Nun habet ihr Niemand mehr zum Durchhächeln?

St. O je, wir haben erst angefangen; wenn wir wollten, könnten wir die ganze Nacht so fortmachen. Nicht wahr, Pritscherin?

Schr. Hört auf damit und erzählt mir lieber Geschichten von Geistern und Gespenstern! denn so-was höre ich gerne, und auch die jungen Leute. Geh', Prischerin! fange an.

Pr. Es ist einmal ein rauschiger Bauer gewesen, der sich alle Nacht aus dem Wirthshause hat heimleuchten lassen. (Alle lachen.) Ruhig! aber ihr müsset nicht glauben, daß ihm etwa der Hausknecht oder sonst wer heimgeleuchtet hatte. Nein, sondern es war ein Lichtl, das, wenn der Bauer nach Hause gegangen, vor ihm bis zum Hause herschwebte. Und der Bauer warf dann immer einen Pfenning zum Fenster hinaus, als wollte er diesen Dienst belohnen. Dieses hatte er lange getrieben, bis er einmal keinen Pfenning hatte, und dann zum Fenster hinausschrie: Liebes Lichtl! ich sage dir heute Vergelts-Gott, weil ich keinen Pfenning mehr habe. Und darauf antwortete es von Außen: „Und ich danke dir, daß ich jetzt erlöst worden bin. Auf dein Vergeltsgott habe ich schon lange gepaßt." — Sehet, was ein Vergeltsgott nutzen kann. Und von der Stunde an hat der Bauer nimmer das Lichtl gesehen.

(Eine andere Geschichte! schreien die Anwesenden.)

St. Hört auch Etwas vom Teufelbeschwören. In irgend einer Stadt haben zwei arme Leute den Teufel beschworen, daß er ihnen Geld bringen sollte. Das Ding war gut, und richtig hat der Teufel ein Paar Schrannensäcke voll Geld gebracht.

Liesel. Das wird die Leute gefreut haben! —

St. Wäre recht gewesen, aber sie konnten den Spanifankerl vom Gelde, worauf er saß, nimmer wegbringen.

Annerl. Warum denn?

St. Weil sie ihn nimmer wegschwören konnten.

Hiesel. Das war schlimm!

St. Den armen Leuten war angst und bange, und sie holten einen Geistlichen. Aber der hat Nichts ausrichten können. Ja, es kamen leicht ein Dutzend, und Nichts hat genutzt, bis ein Kapuziner gekommen ist; der hat ihm das Kraxel abgethan. Der Teufel ist dann fuchswild davon, und hat einen Gestank hinterlassen, daß das ganze Haus hätte davon laufen mögen.

Kaspar. Und was ist mit dem Gelde geschehen?

St. Das hat der Kapuziner sammt den armen Leuten mitgenommen.

H. Wie hat wohl der Teufel ausgeschaut?

St. Wie ein Jäger, aber unten hatte er Bocksfüße.

(Noch eine Geschichte! hieß es.)

Sch. Bei Landshut, sagt man, ist ein Schlößl, in dem geht's um, so daß kein Mensch weder bei Tag noch bei Nacht wohnen kann. Schon Mehrere haben es versucht, aber sie sind alle Mal hinausgeworfen worden, daß sie selbst nicht wußten, wie. Sogar ein Paar Juristen, die so Nichts glauben und fürchten, wagten da zu wohnen. Allein

es hatte sie nicht lange im Hause gelitten; sie wurden, wie ihre Vorfahren, hinausgeschmissen, daß ihnen die Rippen krachten.

L. Ja, geht's denn noch um?

Sch. Ich denke wohl; weil noch Niemand darin logirt.

K. Curios! ich möchte es gleich probiren.

Sch. Spotte nicht, sonst könnte es dir auch nicht gut gehen.

(Eine lustige Geschichte! wurde gerufen.)

Nw. Von einem alten Scharfrichter in München wird erzählt, daß er die Hexen hat bannen können. Als sie es ihm gar zu bunt gemacht hatten, daß er vor lauter Nachtlärmen hatte kaum schlafen können, ist er hergegangen, und hat gemacht, daß sie bei ihrer Fahrt mit dem nackten Hinteren an dem Sendlingerthorthurm anstreifen mußten. Und mein guter Scharfrichter hatte ihnen Anfangs mit der Schlafhaube weidlich zugeschaut, bis sie ihn gebeten, sie von dieser Pein zu erlösen, und ihm versprochen hatten, ihn nimmer in seinem Schlafe zu stören. Man soll am Thurme lange einen schwarzen Flecken gesehen haben, der von dem Rutschen der Hexen herkam.

(Nun das war lustig!)

Schreierin. In Augsburg, sagt man, haben oft die Gebärenden Angst und Schrecken, wenn sie zur Nachtszeit eine Weibsperson vor dem Hause klagen und weinen hören. Man nennt es die Wehe-

mutter. Dann soll entweder schwer geboren werden, oder das Kind sterben.

Lena. Daß es bei uns nicht so was giebt?

Schrn. Schau, weil es bei uns keine Wehmutter von Augsburg giebt.

L. Jetzt verstehe ich's.

Schreierbauer. Nun muß ich noch Eines erzählen. Jemand spielte unendlich stark in die Lotterie, so daß er bald vom Hause und Hofe gekommen wäre. In seiner Noth nahm er zu den armen Seelen im Fegefeuer seine Zuflucht. Er versprach ihnen, wenn sie ihm in der nächsten Ziehung vier Nummern errathen lassen, eine eigene Bruderschaft stiften zu wollen. Gleich in der nächsten Nacht wurde Anstalt dazu getroffen. Nämlich er legte vor dem Schlafengehen eine geweihte Kreide auf den Tisch, und verrichtete einige Gebetlein. Nach der ersten Nacht hat er noch Nichts auf dem Tische gesehen. Dieses ging so zwei bis drei Nächte her. Endlich am vierten Morgen sah er wirklich vier Nummern auf dem Tische geschrieben. Er schrieb sie gleich auf's Papier, schlich sich ganz still zum Lotterieladl hin, und setzte recht viel darauf. Wirklich sind alle vier Nummern gekommen, und mein guter Mann ist auf Ein Mal reich geworden. Er hielt auch sein Versprechen, und so ward ihm und den armen Seelen geholfen.

H. Daß jetzt nichts mehr Solches geschieht?

Schrb. Darum, weil die Leute keinen Glauben mehr haben.

(So wurden noch mehrere Geschichten erzählt. Jetzt ging's an das Singen; aber es wurden erbärmliche und ärgerliche Lieder gesungen, die man leider schon kennt. Der Nachtwächter rief zehn Uhr aus, und die ganze Gesellschaft ging wieder auseinander.)

Sattlermeister, der gerade da mit seinem Gesellen auf der Stör war, und sich schon in der Schlafkammer befand. — Nun, mein Preuß! wie hat ihm der Spaß gefallen?

Pr. Nicht ganz und gar.

M. Warum nicht?

Pr. Ein Mal nicht das Leute ausrichten, denn nicht die bunte Gesellschaft, wo es selbst in Gegenwart der Aeltern und anderer Leute nicht viel ehrbar herging; nicht die dummen Erzählungen, und am allerwenigsten die abscheulichen Lieder.

M. Nun, das ist halt bei uns der Brauch.

Pr. Aber das ist ein schlechter und sehr verderblicher Gebrauch.

M. Loben kann ich ihn auch nicht. Ich habe Nichts gegen die Abendbesuche, aber es soll doch besser hergehen; wenigstens soll man nichts Schlechtes hören und sehen.

Pr. Gottlob, daß ich in meiner Jugend davon verschont blieb.

(Auf Ein Mal hört man auf der Gasse einen Weltspektakel; der Nachtwächter arretirt einen Burschen und ein Mädel, die auch in der Abendgesellschaft waren, aber auf Unanständigkeiten angetroffen wurden; sie lärmten schrecklich mit dem Nachtwächter. Die zwei Handwerksleute sahen und hörten dieses Alles von ihrer Kammer aus.)

M. Sehe er einmal; solche Folgen hat das mißbrauchte Kunkelgehen. Den jungen Leuten wird oft Gelegenheit zu Lüderlichkeiten gegeben. Sie lernen das Nachtschwärmen, machen Excesse, und verderben sich und Andere an Leib und Seele. So spät bis 10 und 11 Uhr sollen derlei Gesellschaften nicht mehr gehalten werden; es wäre genug bis 9 Uhr. Die Landleute dürften schon bei Zeiten sich schlafen legen, und der Ruhe pflegen, weil sie wieder frühe aufstehen müssen. Aber was soll das heißen, wenn fast die halbe Nacht in Sauß und Brauß zugebracht wird? Es wäre längstens Zeit, daß auf den Dörfern eine bessere Polizei gehalten werde; sonst geht es noch d'rüber und d'runter. Ich habe mir heute genug gesehen und gehört. Gute Nacht, Preuß!

Pr. Ebenfalls.

4. Vom Erfrieren und Ersticken.

(Beim Schattlergütler steht eine Menge Menschen vor dem Hause. Ein Fremder fragt Einige davon, warum sie dastehen?)

Weib. Weil bald Alle darin erstickt wären.

Fremder. So?

W. Sie heizten spät ein, und, um die Wärme länger in der Stube zu erhalten, machten sie den Ofenschub zu.

Fr. Und das geschah gewiß, ehe das Feuer ganz ausgebrannt war, und die Kohlen noch glühten.

W. Vermuthlich. Die Leute blieben heute so lange liegen, so daß es uns verdächtig vorkam! Der Nachbar klopfte an, aber es wurde ihm weder geantwortet, noch aufgethan. Nun drang er mit Gewalt in's Haus. Und was sah er, als er in die Schlafkammer trat? Mann, Weib und die Kinder lagen wie todt da. Der Nachbar lief gleich zum Bader, daß er da nachschauen und helfen sollte. Bei der Ankunft des Baders lag ein Knabe auf dem Boden, ein Mädchen erbrach sich, das Weib röchelte noch, die Andern aber rührten sich nimmer. Das Erste war, daß alle Fenster geöffnet wurden, dann ging der Bader über die, welche sich nicht mehr rührten. Er bespritzte sie mit kaltem Wasser, dann blies er mit einem Blasebalge nach und nach in Mund und Nase Luft ein, und schlug einem jeden am Halse eine Ader. Auch hielt man ihnen Essig und starken Branntwein unter die Nase. Mit Lufteinblasen und Wasserspritzen wurde fortgefahren, bis sich das Eine und das Andere wieder rührte, und so wurden Alle glücklich gerettet. Der Bader hatte versichert, daß es nimmer lange gebraucht hätte, so wären Alle verloren gewesen.

Fr. Solche Unfälle ergeben sich alle Jahre. Ich habe erst gehört, daß in irgend einer Stadt drei Bräuknechte am Morgen im Bette todt gefunden worden sind. Um sich die Schlafkammer zu erwärmen, nahmen sie beim Schlafengehen einen Gluthhafen mit sich, wodurch Alle erstickt sind.

(Alle Anwesenden staunen darüber.) Der Fremde sagt ferner:

Ja nicht bloß durch Kohlendampf sind schon viele Menschen um's Leben gekommen, sondern auch in alten Kellern und Gewölben und in Brunnen. Wenn man in solchen zu thun hat, kann man nicht vorsichtig genug seyn, besonders da, wo kein Licht oder Feuer brennen will. Das Beste ist dann, man macht da Feuer an, und begebe sich erst nach einiger Zeit hinein. Merket euch das wohl, meine Leute!

Während die Leute noch bei einander standen, und Allerlei erzählten, kam ein Bube dahergelaufen, und sagte, daß am Meilenzeiger vor dem Dorfe ein Kraxenträger bocksteif sitze, und ganz todt sey. Er habe ihn wecken wollen, aber der arme Mann gab kein Zeichen mehr. Alles ging nun an den bezeichneten Ort, und wirklich fand man den Mann ganz erfroren. Wäre der Bader nicht auch dabei gewesen, so wäre gewiß der Verunglückte unrecht behandelt worden, denn man hörte allerlei Rathschläge und Urtheile. So sagte der Eine: Was will man denn mit dem Todten mehr anfangen? Der Andere schrie: Geschwind in ein warmes Zimmer! Der Dritte schimpfte über den Bader, der den ohnehin Erfrornen entkleiden und in Schnee stecken wolle. Und so hörte man allerlei Gerede, worauf der Bader nicht paßte, sondern schnell und behutsam den Mann auf den Boden legte, und ihn bis zum Kopfe mit Schnee bedecken ließ. Wie bei dem Erstickten, wurde ihm auch all-

mählig Luft eingeblasen, und seine Herzgrube mit Schnee gerieben. Der Schnee fing endlich zu schmelzen an, und man bemerkte am Erstarrten einige Lebenszeichen. Das war nun ein Jubel bei Allen! Der Bader räumte dann den Schnee weg, trocknete den Körper mit Tüchern ab, ließ ihn in das nächste Haus bringen, und in ein gewärmtes Bett legen, ohne daß die Stube geheizt werden durfte. Der Körper wurde immer röther, und es regten sich die Glieder allmählig, bis der Mann die Augen aufschlug. Mit den gehörigen Belebungsmitteln wurde fortgefahren, und der vorher Todte war jetzt wieder lebendig. Aus der Erzählung des Geretteten ergab es sich, daß er auf der letzten Station einen Branntewein getrunken, und dazu Nichts gegessen hatte. Er wollte noch das Dorf, in dessen Nähe er erfroren ist, erreichen, aber vor lauter Mattigkeit ein Wenig rasten, und schlief darüber ein. So wäre er nimmer erwacht, wenn er nicht zur rechten Zeit gerettet worden wäre. Der Bader schärfte es allen Anwesenden ein, daß sie auf Reisen im Winter lieber Bier als Branntwein trinken, und starke Kost genießen, aber sich niemals am Wege niedersetzen sollen, mag die Ermüdung noch so groß seyn; denn sonst könnten sie sich einer ähnlichen Lebensgefahr aussetzen. Diese zwei Unglücksfälle hatten die Leute in Manchem vorsichtiger und klüger gemacht.

5. Vom Eisegehen.

(Ein Reisender, der einen großen Leichenzug sieht, fragt den Wegemacher, wer da wohl beerdigt wird?)

W. Ach, der Steinbauer.

R. Wann ist er gestorben?

W. Er ist ertrunken. Er fuhr mit einem Handschlitten bei starkem Windwehen über den See nach N., um Bier zu holen, verweilte sich dort zu lange, und kehrte etwas spät zurück. Jedermann widerrieth ihm die Heimkehr über den See, weil er leicht in ein Fischloch gerathen könnte, das man bei dem großen Schneegestöber nicht sehen kann. Aber mein guter Stein. setzte sich's in den Kopf, auf dem nämlichen Wege wieder heimzukehren, auf dem er gekommen ist. Er glaubte sicher zu seyn, weil er schon oft hin und her gegangen sey, ohne daß ihm etwas Widriges begegnete. Er sagte, daß er sich die Löcher schon gemerkt habe. Wie aber oft der Mensch seinem Unglücke selbst entgegen geht, so war dieß bei dem Steinbauer der Fall. Er gerieth in ein Fischloch.

R. Hat dieser Unglückliche Niemanden mehr zu Hülfe rufen können?

W. Ja wohl! man hörte ihn rufen, und mehrere Leute liefen zum See. Aber es war schon finster und das Wetter sehr stürmisch, so daß sich Niemand hineinzugehen getraute, aus Furcht, er möchte auch in ein solches Loch gerathen. Der Stein bat noch

die Leute, sie möchten gleich den Geistlichen mit dem Allerheiligsten kommen lassen, um doch vor seinem Tode die Generalabsolution und den heiligen Segen zu bekommen; denn er könne sich nimmer länger über dem Eise erhalten.

R. Das ist erschrecklich!

W. Der Geistliche kam gerade recht. Man hörte den Stein noch Reue und Leid beten, worauf er die Absolution und den heiligen Segen erhielt. Aber nach dem hörte man Nichts mehr.

R. Wann wurde sein Leichnam aufgefunden?

W. Gleich am andern Tage, da sich der Sturm legte. Mit aller Vorsicht suchte man die Stelle auf, wo man den Stein Tags vorher rufen hörte. Es wäre unmöglich gewesen, ihn zu retten. Man hatte zu thun, und manche Gefahr zu bestehen, um noch seinen Leichnam herauszubringen. Er mußte schrecklich gearbeitet haben, um sich zu retten; denn seine Hände waren erbärmlich verwundet.

R. Ja das Eis hat schon Manchen unglücklich gemacht. Ich bin erst drei Tage auf der Reise, und gleich am ersten Tage begegnete ich einem Trauerzuge, der eine Kindsleiche folgte. Der unglückliche Knabe ertrank in einem Weiher, weil er, wie ich vernommen, sehr muthwillig auf dem Eise war, welches unter ihm brach, und ihn überdeckte.

W. Unsere Buben machen es gerade so. Sie glauben sich auf dem Eise so sicher, wie auf einem Stubenboden.

N. Davor sollen sie aber die Aeltern oder der Schullehrer warnen.

W. Ich zweifle nicht, daß es geschieht; aber was frägt mancher Bube darnach?

R. Dann freilich muß er sich auch manches Leid gefallen lassen. Unglücksfälle sind die besten Lehrmeister für solche, die sich nicht warnen lassen. Aber noch Eins, lieber Mann! Der vorgestrige Leichenzug hat mir besser gefallen, als der jetzige.

W. Warum?

R. Die Leute hielten mehr Ordnung; denn sie gingen Paar- und Paarweise. Aber da meinte ich von Weitem, ich sehe eine Truppe Menschen durcheinander, wie eine Schafheerde.

W. Bei uns geht man nicht anders.

R. Hat denn der Geistliche gar niemals Etwas dagegen gesagt? er sollte eine solche Unordnung nicht dulden. Jedem ordentlichen Fremden gefällt dieses nicht.

W. Unser Herr Pfarrer mag sich keinen Verdruß machen. Es wäre freilich schöner und erbaulicher, wie ich's schon oft anderwärts gesehen habe, wenn Alles Paar und Paar ginge. Aber uns ist die Unordnung schon Gewohnheit.

R. Ja so, dann will ich Nichts mehr sagen. Behüt' ihn Gott!

W. Behüt' Gott auch! Der hätte schon Recht, aber bei uns nimmt sich Niemand darum an.

6. Die Heimkehr von der Schranne.

(Die Schreierbäuerin fragte mehrere vorüberfahrende Bauern, ob nicht bald ihr Mann nachkäme; aber es hieß, der sitzt noch beim Sterneckerbräu. Die Nacht ist schon hereingebrochen, und ein Bube wurde entgegen geschickt, um den Vater eher herbeizuholen. Endlich steht der Wagen vor dem Hause. Der Schreierbauer lag noch schnarchend auf dem Wagen.)

Bäuerin. Um Gottes willen! Mein Mann wird ja doch nicht gestorben seyn?

Nachbar. O nein! er hat halt wieder einen Rausch, wie gewöhnlich.

B. Helfet ihm doch vom Wagen!

(Die Kinder und Nachbarsleute laden ihn ab, wie einen vollen Schrannensack, und schleppen ihn in die Stube, wo sie ihn entkleideten, und gleich zu Bette brachten; denn er konnte weder sehen noch reden vor lauter Rausch.)

Sag' mir Kaspar! wie hast du den Vater auf dem Wege angetroffen?

K. Ich meinte, der Vater käme hinter dem Wagen, weil ich ihn nicht sitzen sah; aber näher hinzugekommen, traf ich ihn im Wagen liegend. Ich wollte ihn aufwecken, aber es war nicht möglich.

B. Mein Gott! die armen Pferde werden wieder was ausgestanden haben!

N. Um ein Uhr, als ich vorbeifuhr, hatte der Schreier eingespannt.

Ein Anderer. Und ich sah die Pferde um vier Uhr noch vor dem Wagen eingespannt.

B. Um des Himmels willen, so müssen mir

die letzten Pferde auch noch zu Grunde gehen! Wie wird's wohl mit dem Gelde ausschauen?

(Sie sucht in den Kleidern nach, welche sehr zerrissen und verschmutzt sind; endlich findet sie den Geldbeutel.)

Ach, der sieht leer aus!

(Es wird am Gelde gezählt.)

So? acht Schäffel Korn hat er in die Stadt gefahren, und nur dreißig Gulden mehr! Wo ist nun das andere Geld, entweder hat er es verspielt, oder verloren, oder es ist ihm gestohlen worden. So unglücklich macht uns der Mann!

(Sie weint bitterlich, und die Söhne und Töchter jammern auch über den Geldverlust. — Die Nachbaren gehen nach Hause)

Der Eine. Der Schreier treibt's nimmer lange; entweder sauft er sich zu Tode, oder er bringt seine ganze Familie in das größte Elend.

Der Andere. Es wäre noch gut, wenn er sich bald selbst den Garaus machte, so könnte noch der Hof gerettet werden.

D. E. Da sieht man, was es um einen lüderlichen Mann ist. Aber es konnte nicht anders gehen. Seine eigenen Aeltern sind daran Schuld. Man soll zwar den Verstorbenen nichts Böses nachreden; doch Thatsachen kann man nicht verschweigen. Der Schreier wurde in seiner Jugend gehätschelt und getätschelt; man meinte, es wäre ein Kavalier- und kein Bauernsohn gewesen. Er gewöhnte sich ein weichliches, flottes und müssiges Leben an. Jetzt ist er selbst Vater, und haus't noch wie ein lediger Bursche, der nicht viel nutz ist. Aber man sieht

auch die traurigen Folgen. Genug für heute, gute Nacht!

7. Die Lichtmesse.

Pfarrer. Melchior! willst du nicht auf Lichtmesse zu mir in Dienst gehen?

Knecht. Warum nicht?

Pf. Wie viel Lohn verlangst du?

K. Vierzig Gulden.

Pf. Ist nicht zu viel für einen Unterknecht, und für einen so jungen Burschen, wie du bist?

K. Der Herr Pfarrer müssen mich nicht haben, wenn ich zu theuer bin. Ich weiß doch schon wieder einen andern Platz, wo man nicht handelt.

Pf. Was willst du sonst noch?

K. Alle Jahre ein neues Paar Stiefeln, zwei Paar Schuhe, zwei neue Schürzen, ein Hemd und zwei Paar Socken.

Pf. Du hast ein gutes Gedächtniß, weil du so viel Sachen hernennen kannst.

K. Die Herrschaften lernen's Einem schon, die meistens nicht von Gebhausen sind.

Pf. Hast du schon Alles ausbedungen?

K. Nicht gar. Am ersten bitte ich mir alle Wochen drei Mal Fleisch und drei Mal Schmalznudeln aus. Denn in einem Pfarrhofe darf man Besseres zum Essen bekommen, als bei einem Bauern. Dann will ich erst 14 Tage nach Lichtmessen

die letzten Pferde auch noch zu Grunde gehen! Wie wird's wohl mit dem Gelde ausschauen?

(Sie sucht in den Kleidern nach, welche sehr zerrissen und verschmutzt sind; endlich findet sie den Geldbeutel.)

Ach, der sieht leer aus!

(Es wird am Gelde gezählt.)

So? acht Schäffel Korn hat er in die Stadt gefahren, und nur dreißig Gulden mehr! Wo ist nun das andere Geld, entweder hat er es verspielt, oder verloren, oder es ist ihm gestohlen worden. So unglücklich macht uns der Mann!

(Sie weint bitterlich, und die Söhne und Töchter jammern auch über den Geldverlust. — Die Nachbaren gehen nach Hause)

Der Eine. Der Schreier treibt's nimmer lange; entweder sauft er sich zu Tode, oder er bringt seine ganze Familie in das größte Elend.

Der Andere. Es wäre noch gut, wenn er sich bald selbst den Garaus machte, so könnte noch der Hof gerettet werden.

D. E. Da sieht man, was es um einen lüderlichen Mann ist. Aber es konnte nicht anders gehen. Seine eigenen Aeltern sind daran Schuld. Man soll zwar den Verstorbenen nichts Böses nachreden; doch Thatsachen kann man nicht verschweigen. Der Schreier wurde in seiner Jugend gehätschelt und getätschelt; man meinte, es wäre ein Kavalier- und kein Bauernsohn gewesen. Er gewöhnte sich ein weichliches, flottes und müssiges Leben an. Jetzt ist er selbst Vater, und haus't noch wie ein lediger Bursche, der nicht viel nutz ist. Aber man sieht

auch die traurigen Folgen. Genug für heute, gute Nacht!

7. Die Lichtmesse.

Pfarrer. Melchior! willst du nicht auf Lichtmesse zu mir in Dienst gehen?

Knecht. Warum nicht?

Pf. Wie viel Lohn verlangst du?

K. Vierzig Gulden.

Pf. Ist nicht zu viel für einen Unterknecht, und für einen so jungen Burschen, wie du bist?

K. Der Herr Pfarrer müssen mich nicht haben, wenn ich zu theuer bin. Ich weiß doch schon wieder einen andern Platz, wo man nicht handelt.

Pf. Was willst du sonst noch?

K. Alle Jahre ein neues Paar Stiefeln, zwei Paar Schuhe, zwei neue Schürzen, ein Hemd und zwei Paar Socken.

Pf. Du hast ein gutes Gedächtniß, weil du so viel Sachen hernennen kannst.

K. Die Herrschaften lernen's Einem schon, die meistens nicht von Gebhausen sind.

Pf. Hast du schon Alles ausbedungen?

K. Nicht gar. Am ersten bitte ich mir alle Wochen drei Mal Fleisch und drei Mal Schmalznudeln aus. Denn in einem Pfarrhofe darf man Besseres zum Essen bekommen, als bei einem Bauern. Dann will ich erst 14 Tage nach Lichtmessen

einstehen, um meine Schlüngelzeit zu halten. An abgeschafften Feiertagen arbeite ich Nichts, und sonst lasse ich mir nicht viel einreden.

Pf. Behüt' dich Gott! wenn ich dich brauche, lasse ich es dir schon sagen.

(Der Bursche geht, und der Gemeindevorsteher kommt.)

V. Gelobt sey Jesus Christus!

Pf. In Ewigkeit Amen. Ist dir nicht der Melchior begegnet?

V. Ja, Hochwürden Herr Pfarrer! ich glaube, er war gar bei Ihnen.

Pf. Es ist so. Ich wollte ihn in Dienst nehmen, aber der Kerl macht Forderungen über Forderungen. Nicht genug, daß er einen hohen Geldlohn und viele andere Sachen forderte, machte er noch sonderbare Austräge hinsichtlich der Arbeit und Kost, und sagte schlüßlich, daß er sich Nichts einreden lassen wolle. Ich bitte dich, mein Vorsteher! was verlangen heutzutage nicht Alles die Dienstboten? Und noch dazu ist er ein klein winziges Bürschlein, der ohnehin nicht zu viel leisten kann.

V. Hochwürden Herr Pfarrer! Das ist noch Nichts. Wir Bauern ließen uns dieses noch Alles gefallen, wenn nur auch Etwas ausgerichtet würde. Aber so muß der Bauer sich hohen Dienstbotenlohn, kostbare Kost, viele Schenkungen und eine große, große Nachsicht gefallen lassen. Ist es Sonn- oder Feiertag, so geschieht nur im Vormittage die

dringendste Arbeit im Stalle. Nach dem Essen sieht man keinen Knecht bis in die sinkendste Nacht. Und ist irgendwo Tanzmusik, so kommt er erst in der Frühe mit rothtriefigen Augen und einem zentnerschweren Kopf. An abgeschafften Feiertagen will auch keiner arbeiten. Mit dem Viehe und mit den Baumannsfahrnissen und Werkzeugen gehen sie um, daß man alle Augenblicke wieder Neues anschaffen muß. Fast jeder Knecht hat ein oder mehrere Weibsbilder und Kinder. Die Ausgaben werden so bei ihm zu viel und die Einnahmen zu wenig, daß er meistens lange Finger machen muß. Uns Bauern geht es von Tag zu Tag schlimmer, und wir dürfen dagegen Wenig oder gar Nichts sagen, wenn wir nicht dienstbotenlos seyn wollen. Besonders ist es um die Heu- und Früchtenärnte eine schlimme Zeit, wo man die Leute sehr nothwendig braucht. Da läßt sich ein Dienstbote kaum schief anschauen, geschweige ihm Etwas einreden.

Pf. Ja, um Gottes willen! wie wird's uns Oekonomen noch gehen, wenn der Unfug noch so fortdauert?

B. Wie es die Knechte machen, gerade, wo nicht ärger, machen es die Dirnen; diese sind noch empfindlicher, und können noch mehr schaden, wenn sie einem nicht gut wollen. Meine Bäuerin klagt mir fast alle Tage ihre große Noth und die vielen Verdrusse, die sie mit den Mägden auszustehen hat. Und ich kann wenig helfen.

Pf. Aber da muß geholfen werden, und es wird gewiß geholfen werden. Höre nur die neuen Dienstbotenverordnungen, die am 6. Mai 1840 von der königl. Regierung nach einer alten Instruktion vom 2. Mai 1781 gemacht worden sind. Darin werden verboten:

1) alles müssige Nachtschwärmen,
2) das Halten der abgeschafften Feiertage,
3) der unzeitige Wirthshaus- nnd Tanzplätzebesuch,
4) die öftere Trunkenheit, und die Verschwendungen,
5) das zu hohe Karten=, Kegel- und Lotteriespiel,
6) der verdächtige Umgang,
7) sittenlose Ausschweifungen,
8) das willkührliche Entlaufen aus dem Dienste,
9) das grobe und treulose Betragen gegen die Dienstherrschaft,
10) die Ungenügsamkeit mit Kost und Lohn,
11) der unfleißige Kirchenbesuch u. a. m.

Sollen diese Verbote nicht wirken?

V. Zu wünschen wäre es freilich; aber so wenig sie nach anno 87 befolgt wurden, so wenig werden sie es nach anno 40. Das Erste habe ich erlebt, und ich hoffe noch auch das zweite zu erleben. Hochwürden Herr Pfarrer! Sie werden sich leider noch, wenn ich auch nimmer leben sollte, an meine Worte erinnern.

Pf. Ja soll aller Unfug dessen ungeachtet noch ferner verbleiben?

V. Er wird's, wenn nicht von Oben entge-

gengewirkt wird. Zu diesem Oben gehören die Regierung, die Beamten und die Dienstherrschaften. Gottlob! die Regierung hat wieder schöne Gesetze zu einer bessern Dienstordnung erlassen, aber wenn sie nicht wachsam und strenge ist, so darf sie immer ihre Verordnungen wiederholen und vervielfältigen; das Uebel bleibt dennoch fort. Die Beamten müssen zuerst öfters beaufsichtigt und ermahnt werden, daß diese Verordnungen die Dienstboten auch genau befolgen. Und die Dienstherrschaften müssen redlich mit den Beamten wirken, und nicht mehr durch die Finger sehen. Endlich wir Gemeindevorsteher, (ich sage das Eine wie das Andere) müssen den Beamten und Dienstherrschaften mit mehr Eifer und Gewissenhaftigkeit das Geschäft erleichtern. Fehlt's nur in einem Stücke bei dem Einen oder dem Andern, dann gute Nacht mit allen den schönsten Verordnungen.

Pf. Lieber Freund! du sprichst offen und wahr.

V. Die geistlichen Herren thaten noch immer ihre Schuldigkeit, und predigten mit Eifer und Ernst gegen die Laster. Es vergeht kein Jahr, wo nicht in Christenlehren und Predigten alle Stände durchgenommen, und an alle ihre Pflichten erinnert werden. Also fehlt es nur an den Anderen, die ich genannt habe.

Pf. Doch jetzt hoffe ich, daß es anders geht. Die Beharrlichkeit unsers geliebten Königs Ludwig läßt es mich zuversichtlich hoffen.

V. Gott gebe, daß dieser Landesvater lange lebe, und dann sein Sohn Marimilian in dieser Beharrlichkeit fortfahre!

8. Die Hundebeschau.

Der Vorsteher verkündet seiner Gemeinde die Gesetze über die Aufsicht auf die Hunde, welche im oberbayerischen Intelligenzblatte 1840 Nr. 15 veröffentlicht wurden. Bei dem Artikel, daß für entbehrliche Hunde 12 kr. und für unentbehrliche 6 kr. jährlich bezahlt werden müssen, sagt der Schreierbauer, der gerne vorlaut ist: „Das Ganze geht wieder auf's Zahlen hinaus. Weil man nun keinen Titel mehr weiß, um Geld zu erheben, müssen jetzt die armen Hunde her. Ich zahle für meine Hunde Nichts. Ich weiß mir schon zu helfen. Ich gebe nur einen an, und die andern verschweige ich."

V. Wozu brauchst du aber drei Hunde? Auch dagegen hat sich dieses Gesetz ausgesprochen, daß man nicht mehr Hunde halten solle, als man brauche.

Schr. Das Gesetz kann sagen, was es mag, und ich thue auch, was mich freut.

V. Dann fehlest du doppelt; Ein Mal, weil du widerspenstig bist: das andere Mal, weil du lügst.

Schr. Die Noth erlaubt Alles.

V. Ein schöner Grundsatz!

(Der Vorsteher verkündet weiter, daß die Hunde immer ihre Zeichen am Halsbande tragen müssen. Der Schrelerbauer macht den Witz: Wie die großen Herren ihre Orden.)

V. Merke auf, deßwegen ist das beständige Zeichentragen angeordnet, damit man die herrenlosen Hunde kennt, und den Eigenthümer eines verdächtigen Hundes eher erforschen kann.

Schr. Daß doch jedes Gesetz seinen Grund haben muß.

V. Alle Hunde müssen beschrieben werden.

Schr. Wie die Rekruten, und daß brav Papier aufgeht.

V. Alles muß seine Ordnung haben. Dann müssen die alten bissigen und kränklichen Hunde sogleich dem Wasenmeister zur Töotung übergeben werden.

Schr. Wer mag, der will.

V. Ja, wenn sich ein Unglücksfall in irgend einem Hause ereignet, ohne daß schon voraus bei einer verdächtigen Krankheit des Hundes eine Anzeige beim Thierarzte oder Wasenmeister gemacht worden ist, so zieht man sich eine große Verantwortung zu.

Schr. Mit deinem Thierarzte sey mir stille; der weiß so wenig als unser Landarzt.

V. Das bildest du dir nur ein, wodurch du sowohl deine Dumm- als Bosheit verrathest. Glaubst du, man stellt die Aerzte ohne alle Prüfung an, ob sie Etwas verstehen oder Nichts?

Schr. Du bist halt ein Patron aller Gescheiden.

V. Alle angehängten Hunde sollen nicht der Mittagshitze ausgesetzt, und nicht ohne frisches Wasser gelassen werden. Das fordert schon die Menschlichkeit. Ferner sollen die hitzigen (läufigen) Hündinnen zu Hause behalten werden.

Schr. Daß man bei seinem Hause Tag und Nacht keine Ruhe habe.

V. Sollen aber deine Nachbarn beunruhigt werden dürfen?

Schr. Es dauert nicht lange, weil die Hündinnen durch das Herumlaufen eher aufnehmen.

V. Das gilt nicht. — Die großen Hunde müssen Maulkörbe haben.

Schr. Warum nicht gar?

V. Damit sie nicht andere Thiere und Menschen zur Unzeit beißen können. Auch dürfen durchaus keine Hunde mehr in die Kirche mitgenommen werden.

Schr. Das wird unserm benachbarten Pfarrer nicht taugen, der immer seinen Pudel und seinen Spitz wie zwei Leviten beim Altare hat.

V. Zugelaufene Hunde müssen behalten und angezeigt werden, um sie den Eigenthümern wieder zurückzustellen.

Schr. Hat diese Hundsgeschichte noch kein Ende?

V. Wer immer von einem Hunde gebissen wird, der soll gleich ärztliche Hilfe suchen.

Schr. Damit die Doktoren und Bader Etwas zu verdienen haben.

V. Und gebissene Hunde müssen gleich dem Wasenmeister ausgeliefert werden.

Schr. Ist's jetzt gar?

V. Daß du immer darein zu plaudern hast, mag ich verkünden, was ich will! Keiner hat ein Wort dagegen verlauten lassen, als nur du. Es ist gut, daß man dich kennt, und auf dein Reden nimmer viel merkt.

9. Ueber das Verbot des Tragens spitziger Messer.*)

(Wirthsstube.)

Bauernbursche. Weil heute Fastnacht ist, will ich mir einen guten Tag machen. He, Wirthshaus, eingeschenkt!

Kellnerin. Ist's leer?

B. Ja freilich; ich glaube, der Krug rinnt gar.

K. In deine Gurgel, meinst du.

B. Jetzt bring' noch eine frische.

(Die Kellnerin bringt den Krug gefüllt.)

Nun, was habt's zu essen?

K. Leberwürste, Bratwürste, Brühfleisch, Kalbsbraten, Voressen, Sulz, und was du sonst magst.

B. Ich hab' schon genug. Daß aber's Bier noch besser schmeckt, bring' mir ein saures Brüh-

---

*) Oberbayerns Intelligenzblatt 1839 Nr. 53.

fleisch. Hast mich verstanden? aber gleich. Juchhe! d' Fastnacht soll leben!

(Die Kellnerin bringt das Essen mit dem gehörigen Tischzeuge.)

Bua! jetzt werd' ich auch ein Mal wie ein Stadtherr bedient. Das ist ja eine neue Mode!

(Er will aus der Seitentasche sein Besteck 'rausnehmen, aber findet Nichts.)

Was die Gewohnheit nicht macht! immer will ich zu meinem Besteck greifen, und finde Nichts mehr. Der Teufel hol' das Gesetz, das uns das Messertragen verbietet!

Schullehrer. O nein! Gott sey's gedankt, daß es aufgekommen ist.

B. Nun, da sind wir nicht einer Meinung. Mein Besteck hat mich zwei Karolinen gekostet, und jetzt ist es für Nichts gut. Ich muß es daheim lassen wie einen Geldsack. Mit so einem Besteck hat doch der Bursche etwas gleich gesehen. Jetzt aber sieht man an ihm Nichts hinten und vorne.

Sch. Ist bloß eine reine Einbildung von euch Burschen, daß ihr meint, euch stehe das Bestecktragen schön an. Mir kommt es eher lächerlich vor, besonders, wenn Einer mehrere Löffel in der Tasche hat, als hätte er mehrere Mäuler.

B. Ist's, wie immer; es war halt doch ein schönes Tragen.

Sch. Und machte euch oft Sorgen, daß ihr es nicht verlieret, oder euch gestohlen werde.

B. Davor hatte ich schon gesorgt. Da wäre

mir einer unrecht gekommen. — Ist denn das auch ein Messer? (zeigt es her.) man meint, es sey ein Schlittschuheisen. Ich weiß gar nicht damit umzugehen.

Sch. Gelt, recht spitzig soll's seyn, daß es gleich 'neinrutscht in's Fleisch?

B. Ja, wenn's ein rechtes Messer seyn soll.

Sch. Lieber Freund! ihr seyd selber Schuld, daß die Messer verboten und abgestumpft wurden; denn euer Fuchteln damit ist wahrlich zu arg gewesen.

B. Was thut man nicht, wenn man sich wehren muß?

Sch. Aber viele Burschen haben gar so viele Ursache zum Wehren bekommen, was sonst nicht so oft geschah. Ich habe manchmal zugesehen und gehört, wie die Burschen ihre Messer einander zeigten, und deren Spitzen und Schneid rühmten. Die Messer wurden nicht mehr zur bloßen Zierde, sondern als eine förmliche Waffe getragen, um damit nach Belieben stechen zu können.

B. Zu der Absicht habe ich niemals das Messer getragen.

Sch. Ich will es gerne glauben, aber in welche Unfälle gerathet oft der Mensch? Mancher ist ausgegangen, und kam als Verletzer oder Verletzter heim, besonders manche unter euch, die glauben, im Wirthshause seyen sie allein Herren.

Wirth. Ich bin froh, daß der Unfug einmal

abgestellt ist. Man war in der That seines Lebens nicht mehr sicher. Sonst machte ich mir bei Raufereien nicht viel daraus, mich unter die Bengel zu mengen, und den Rädelsführer herauszuholen, um ihn zum Loche hinauszuschaffen. Aber jetzt war es für den Wirth und selbst für die Gerichtsdiener und Gensd'armes eine gefährliche Sache, Raufer zur Ruhe und Ordnung zu bringen, weil die Messer von allen Seiten her plänkelten, als wenn man unter lauter Banditen wäre.

Der alte Kirchbauer. Ich bin auch jung gewesen, und hab' sakrisch Wind gemacht, aber dazu hab' ich kein Löffel, kein Messer und kein Gabel gebraucht. Wir Burschen sind kreuzlustig gewesen. Wir haben getrunken, gespielt und getanzt, was der Zeug vermochte. Bei uns aber hat's nicht immer gerauft seyn müssen. Und hat sich Einer gar zu krautig gemacht, den haben wir gleich bei der Bürsten genommen, und ein wenig herumgedreht, daß er von uns keinen mehr gesehen hat. Wir brauchten keinen Stecken und kein Messer; es war uns unsere Faust schon gut genug. Daher wußte man aber auch Nichts von so vielen Mordgeschichten, wie heutzutage.

Sch. Ueberhaupt ist das Messer keine ehrliche Waffe zum Wehren. Nur Räuber und Mörder bedienen sich desselben, wie auch der Terzerolen. Wir leben in Deutschland, und noch dazu im lieben Bayern, wo man sich doch nicht vor mörderi-

schen Anfällen zu fürchten braucht, weil ja gewiß für unsere Sicherheit gesorgt wird. Also kommt mir sogar das Messertragen lächerlich vor, wie das Säbeltragen bei Kindern. Nun, Veitl, habe ich nicht Recht?

V. Ihr sind ja der Schullehrer, dem man nicht viel ein- und ausreden kann, weil er studiert ist, und es mit den Hohen hält.

Sch. Ich halte es mit den Gemeinen auch, welches ihr von mir gewiß wisset. Geh', sag' mir; ist es nicht Jedermann angenehm, wenn er sich nimmer fürchten darf, verletzt oder getödtet zu werden? Sind nicht oft selbst Unschuldige sehr übel zugekommen? Und an allen dergleichen Unfällen war meistens das allgemeine Messertragen Schuld. Es brauchte keinen Rausch und keine Eifersucht dazu, sondern ein einziges Spaßwerk reichte schon hin, daß die Messer gezogen wurden.

Kchb. Ich bin froh, daß die Komödie einmal ein Ende hat. Alle Sonn- und Feiertage war mir für meine Buben angst und bange. Kaum ist dieses Verbot des spitzigen Messertragens verkündet worden; auf der Stelle hatten sie mir die Messer hergeben müssen, und keiner darf sich damit mehr blicken lassen. Im Wirthshause brauchen sie kein eigenes Messer mehr. Dafür müssen jetzt die Wirthe sorgen, und unser Wirth hat schon dafür gesorgt.

W. Die Kosten trug ich gerne, weil meine

eigene Sicherheit und die Anderer dadurch befördert wird.

B. Unserm König und euch kann ich nicht Unrecht geben, aber schwer fällt uns dieses Verbot.

Sch. Nur Anfangs, bis ihr daran gewöhnt seyd. Es sind lauter Einbildungen! Selbst die Mädeln werden euch lieber haben, wenn ihr nicht mehr mit Stileten bewaffnet seyd. Glaubet ihr nicht, daß sich die meisten sehr gekümmert haben, ihr Schatz möchte Einen durchthun, oder er selbst getupft werden? Jetzt hat dieß all sein Ende. Ihr dürfet überall ohne Furcht hingehen, wohin es euch beliebt. Eure Mädeln haben keine Angst mehr. Der Wirth und die Gäste sind frei von den leidigen Messerskandalen. Die Aeltern dürfen sich nimmer um ihre Söhne kümmern, daß sie etwa Leichen werden oder machen. Und die Obrigkeit und ihre Diener haben eine Ruhe. Sage mir, ist es jetzt nicht besser und sicherer zu leben?

A. Aber die Krämer und Messerschmiede die werden Gesichter schneiden, daß auch sie öffentlich keine spitzigen Messer verkaufen dürfen.

Sch. Diese können so wenig dagegen sprechen, als es die nicht können, welche nicht öffentlich Pulver und Blei verkaufen dürfen. Ich glaube nicht, daß sie deßwegen verderben müssen.

W. Bei unserem König ist dieses schon gar nicht zu fürchten, der eher den Gewerbsleuten aufhilft.

Kchb. Kurz und gut. Danken wir Gott und unserer Obrigkeit für dieses gescheide Gesetz, das nimmer abkommen soll. Wir Bayern wollen es gerne befolgen, weil wir kein einziges haben, das uns drücket und schadet. Alle Gesetze sind zu unserm leiblichen und geistigen Wohle, was uns oft der Herrr Pfarrer vor- und unser Schulmeister fleißig nachpredigt.

B. Mir ist auch Alles recht, weil es seyn muß. Der König soll leben! stoßet an, Kameraden! lasset uns wacker trinken, damit wir leichter unsere schönen Bestecke verschmerzen.

10. Der Aschermittwoch.

Schreierbäuerin. So? ist heute erst die Fastnacht aus?

Bauer. Halt' dich nicht auf, die Fastnacht ist nur Ein Mal im Jahre.

Sie. Du lügst; bei dir ist alle Sonn- und Feiertage Fastnacht. Wie lange wirst du's noch treiben?

Er. So lang' es mich freut. Mir hat kein Mensch etwas zu schaffen.

Sie. Sage lieber, so lange du Geld hast. Das aber wird bald ausgehen.

Er. Wenn ich keines habe, so schaue ich mir um eines.

Sie. Nicht wahr, bis Haus und Hof hin ist?

Er. So geschwind geht es nicht.

Sie. Das meinst du, weil du dich ohnehin um die Wirthschaft nicht bekümmerst.

Er. Was? faulenze ich?

Sie. Mehr als du arbeitest. Wegen deiner Lüderlichkeit müssen wir einen Knecht halten, den wir nicht brauchten, wenn du fleißiger seyn möchtest.

Er. Ich kann mich nicht zu todt rakern.

Sie. Aber du wirst dich zu todt saufen. Ist heute der Aschermittwoch, und du bist noch sternhagelvoll. Du bist ein sauberer Mann, und giebst deinen Kindern und der Nachbarschaft ein schönes Beispiel.

Er. Ich frage Nichts nach den Leuten, sondern ich thue, was ich mag.

Sie. Was wird der Herr Pfarrer sagen, wenn er dich heute noch rauschig sieht?

Er. In der Kirche darf er mich nicht ausmachen, sonst kommen wir wenig zusammen.

Sie. Wenn du keine andere Fasten anfängst, will ich nimmer mit dir hausen.

Er. Geh' hin, wohin du willst, ich brauche dich nicht.

Sie. Ist das der Dank für mein Geld und meine Sachen, die ich dir zugebracht habe?

Er. Hätte ich dich nicht bekommen; glaubst du, ich wäre noch ledig?

Sie. Mich reut noch die Stunde, in der ich mit dir bekannt wurde! (Sie weint.)

Er. Weine, so lange du magst; aber mich lasse in Friede, sonst —

Sie. Was sonst? Möchtest du mich etwa gar schlagen? dann sey dir Gott gnädig.

(Der Bauer will sie wirklich prügeln, aber auf ihr Geschrei kommen die Nachbaren herbei, und reißen beide auseinander, worauf der Bauer geraden Weges in die Kirche zum Einaschern geht.)

11. Das neue Schulhaus.

Vorsteher. Vom königlichen Landgerichte aus sind wir beauftragt, einen Gemeindebeschluß über den Schulhausbau abzufassen und einzureichen. Den Plan dazu kann Jeder einsehen. Das Schulhaus muß vom Grunde aus neu gebaut werden.

Brummer. So? das wird nicht wenig kosten.

Schnurrer. Wir arme Bauern sollen Alles zahlen?

Zwickl. Das alte Schulhaus wäre noch gut genug gewesen. Ich weiß schon, wer Schuld daran ist; ich mag es aber nicht sagen, weil Schindeln auf dem Dache sind.

Der Angstl (flüstert seinem Nachbarn in die Ohren:) Der Pfarrer und der Schullehrer haben die ganze Geschichte angezettelt.

(Der Nachbar nickt dazu.)

Schreier. Ich zahle keinen Kreuzer, und ich thue Nichts dafür.

Sturm. Das wäre recht! haben wir nicht

ohnehin genug zu zahlen, so daß man den Beutel kaum zumachen darf. Ich zahle auch Nichts. Und die Andern werden schon so gescheid seyn, auch Nichts zu zahlen, mag das Gericht sagen und thun, was es will.

Angstl. Wir sind so schon genug geschunden und geplagt.

Nichts, Nichts! (schreien die Tonangeber zusammen.)

V. Ja, mit dem wird das Landgericht nicht zufrieden seyn. Jetzt gilt keine Widerrede mehr. Die Sache ist ein Regierungsbefehl, dem muß Gehorsam geleistet werden, mag dagegen geredet werden, was immer. Es frägt sich nur, wie der Bau am besten und wohlfeilsten geführt werden kann. Dazu könnet und müsset ihr Alle mitwirken; da hilft kein Räsonniren.

Schr. Hilfst du auch gegen uns? Sehet, meine Männer! den Judas.

St. Zwingen lassen wir uns nicht!

V. Das Schimpfen und allen Lärm bitte ich mir aus. Ihr müsset mich als euern Vorstand respektiren. Ich bin kein Herren- und auch kein Bauernschmeichler; ich thue nur meine Schuldigkeit. Du Schreier und Sturm! wenn ihr eure Mäuler nicht im Zaume haltet, und sie immer gegen alle Ordnung, gegen alles Gute und Schöne aufreißet; so versichere ich euch, daß man sie euch gewiß noch schließen werde.

Angstl. Meine Männer! wisset ihr nicht, daß

mit den Großen nicht viel zu machen ist, da sie immer Recht haben müssen?

V. Hier ist von keinem Unrecht und von keiner Gewalt die Sprache, sondern die Regierung meint es recht gut mit uns.

Schullehrer, der bisher nur zuhorchte, nahm jetzt das Wort. — Ich weiß, daß ich als Gemeindeschreiber nicht viel einzureden habe; aber wenn es euren Nutzen oder Schaden gilt, und Niemand den erstern fördern, und den letzteren abwenden will, so muß ich aus bloßer Menschenliebe doch auch ein Wort sprechen, und euch auf Beides aufmerksam machen. Es ist wahr, ihr habet das Recht und die Macht, nach eurem Belieben Beschlüsse zu erlassen, aber ihr habet dann aber auch die vortheilhaften oder schädlichen Folgen zu erwarten. Und Keiner von euch wird sich und seiner Gemeinde schaden wollen? Nun seyd ihr vom Vorsteher im Namen des königlichen Landgerichtes und der königl. Regierung aufgefordert worden, euch gemeinschaftlich zu einem zweckmäßigen Schulhausbau zu berathen. Ihr sollet zuerst den ganzen Plan und die Kosten des Baues einsehen, und wenn ihr dann Einwendungen machen zu müssen glaubet, theils wegen der Bauart, theils wegen der Lasten, so könnet ihr eine Einsprache machen. Aber dieses muß Alles in Ruhe und Ordnung abgethan werden, und nicht in lauter Tumult, der zu keinem Entschluß führt. Alle heftigen Widersprüche würden mehr schaden als nützen, das sollen

sich der Schreier und Sturm wohl merken, und nicht mehr in Tag hineinschwätzen und revoltiren. Die Sache ist einmal so weit gediehen, daß ein Befehl von der königl. Regierung an euch erging, sie selbst noch einmal zu überlegen, wie sie doch nach dem vorgelegten Plane am besten und wohlfeilsten zu Stande gebracht werden könne. Der Herr Pfarrer, ich und mehrere andere brave Männer haben den Plan geprüft, und ihn sehr zweckmäßig gefunden, so daß keiner von euch mehr Bedenken tragen darf, daß entweder der Bau nicht recht oder zu kostbar angeschlagen wurde. Ich fordere nun alle diejenigen auf, die Einsicht von der Sache genommen haben, ihre Gemeindemitglieder von deren Wahrheit und Nutzen selbst zu überzeugen.

(Die Aufgeforderten erhielten Muth, dem Schullehrer von allem Gesagten öffentlich gutes Zeugniß zu geben, worauf die Bauern verstummten, so daß zu einem gehörigen Gemeindebeschluß geschritten werden konnte, der mit ziemlicher Uebereinstimmung nach Wunsch der königl. Regierung gefaßt wurde.)

12. Die Christenlehren.

Bürger. Was? meinen Dummhofer sehe ich auch wieder einmal? was giebt's Neues bei euch?

D. So viel ich weiß, Nichts. Nein, daß ich nicht lüge; wir haben jetzt an den Sonntagen drei Lehren, in der Kirche eine, in der Schule eine und

am Nachmittage auch eine, so daß man zu lauter Christenlehren werden möchte.

B. Freut euch das nicht?

D. Ja wohl; ich meine aber, zu viel ist ungesund.

B. Geistliche Vorträge können niemals zu viel seyn.

D. Ist aber doch sonst nicht so viel gepredigt worden, und die Leute sind doch besser gewesen als jetzt. Ich weiß Herren, die nur an Feiertagen gepredigt, und an Sonntagen gar keine Lehre gemacht haben. Dafür haben sie im Sommer die Evangelien um die Kirche herumgesungen. Und mit der Christenlehre in der Schule hat sich der Herr auch nicht viel plagen mögen. Diese hat er meistens vom Schulmeister halten lassen. Nur zu Ostern hat er die Kinder in der Beicht und Kommunion ein Bischen abgerichtet.

B. Wer sagt, daß sonst nicht viel gepredigt worden ist? Christus, unser Herr, hat alle Tage mehrere Male gepredigt, und die Leute haben ihn gerne gehört. Wie oft haben nicht die Apostel gepredigt? Und wie oft predigten die Missionäre, und predigen immer noch oft ausser den Sonn- und anderen Festtagen?

D. Ja, das sind halt der unser Herr Gott und lauter Heilige gewesen.

B. Was sind denn unsere Priester? sind sie nicht die Stellvertreter Jesus, die dazu verordnet

sind, im Namen Seiner seine heilsamen Lehren zu wiederholen, zu verbreiten und zu befestigen, und durch die heiligen Sakramente unendlich viele Gnaden auszuspenden?

D. Recht, aber es ist doch sonst nicht gewesen, daß gar so viel gepredigt worden ist.

B. Leider ist der Eifer bei Priestern und Gläubigen so sehr erkaltet, daß sie keine Freude mehr an geistlichen Vorträgen hatten. Aber diese Lauigkeit ist für Kirche und Staat sehr nachtheilig. Wir haben dieses schon empfunden. Und unser König und Erzbischof wollen wieder die Religion haben, daß dadurch die allgemeine Wohlfahrt sowohl des Leibes als der Seele befördert werde. Daher haben sie mehr geistliche Vorträge in der Schule und Kirche anbefohlen.

D. Das wird aber Hitze kosten! —

B. Ich denke nicht. Hat man früher die Andachten verringern, viele Feiertage abwürdigen, die Klöster aufheben und ihre Güter einziehen, und mehrere unerhörte Abänderungen treffen können, ohne daß man hat dagegen Etwas sagen oder thun dürfen; wird man wohl gegen die heilsamen Verordnungen unsers ächtchristlichen Königs und Erzbischofes Etwas haben können? Sage einmal selber: Ist das Christenlehrehalten gar so hart, und das Anhören derselben so lästig?

D. Aber ihr machet mir warm; ich weiß bald nicht, wo aus, wo an. An euch merkt man

schon, daß ihr lesen und schreiben könnt. Ich bin doch begierig, ob das Gesetz überall gehalten wird. Es ist schon viel auf's Tapet gekommen, aber es hat nicht lange gedauert. Z. B. gleich der Bettel. Vor zwei Jahren hat man gemeint, nun hat es ein Ende. Und es hat Einem wirklich, besonders uns Bauern wohlgethan, daß wir nimmer so abgestappelt worden sind. Aber jetzt geht schon wieder seit Jahr und Tag Alles, Jung und Alt, und fiseln uns brav ab. Wie sie die Gensd'armes haben noch fürchten müssen, das hatte geholfen. Aber jetzt ist das nimmer, und wir haben wieder die alte Plage. Sind bei Ihnen auch die Christenlehren angeschafft worden?

B. Freilich. Aber in vielen Kirchen sind sie schon längst gehalten worden. Es haben sich viele Gutthäter hervorgethan, die eine Stifung zur Christenlehrhaltung gemacht haben. Bei uns sollst du einmal eine Christenlehre sehen und hören! Da siehst du nicht bloß die Schulpflichtigen und andere gemeine Leute, sondern es wohnen auch jetzt viele Herren und Damen, sowohl junge als alte bei; und sogar Offiziere kannst genug sehen.

D. Nun, das freut mich, daß die Stadtleute auch wieder katholisch werden; ich habe immer geglaubt, sie sind lutherisch, weil man sie nicht beten und in die Kirche hatte gehen gesehen.

B. Was sagt euer Pfarrer dazu?

D. Das ist kurios! Wiewohl er mehr Arbeit

hat, so freut ihn das noch. Er hatte das vor zwei Jahren schon einführen wollen, aber es gerne wieder aufgeben müssen. Nicht genug, daß ihm viele Grobheiten und Verdrusse gemacht worden sind; und zuletzt nicht einmal die Feiertagschüler mehr hineingegangen sind: sondern er hätte sich bald mit seinen Nachbaren zerkriegt, die nicht wenig aufbegehrt haben über seine Neuerungen. Das Landgericht hatte ihm auch nicht geholfen, und so wäre der Herr sauber in's Pech gekommen.

B. Nun, welche Anstalten hat er schon getroffen?

D. Er hat uns neulich ein Langes und Breites von den Christenlehren daher gemacht; ich kann es nicht so nachsagen, weil ich mir nicht viel merken kann. So viel habe ich aber im Wirthshause gehört, daß er gleich nach dem neuen Jahre anfangen wird. In seinen Sonntags-Christenlehren ist er bis auf die heiligen Sakramente gekommen. Von da will er fortfahren alle Sonntage, in der Frühe und Nachmittags; nur nicht an den Monat-Sonntagen, und in der Fasten, weil er ohnehin predigen muß.

B. Und was sagen die Leute draußen?

D. Da ist schon disputirt worden zum Raufen. Der Eine will Nichts davon wissen, der Andere will die Christenlehren nicht Vor- und Nachmittags zugleich haben, der Dritte verläßt sich auf die Mode, daß sie schon wieder aufhören werden; der Vierte

kann und mag seiner Leute nicht entbehren; die Feiertagsschüler wollen Nichts lernen, und nicht dareingehen. Das haben sie Alles schon abgemacht. Sie meinen, es gelingt ihnen dieses Mal auch schon wieder wie vor zwei Jahren.

B. Aber es werden sich Alle täuschen, die den Christenlehren Feind sind. Diese Christenlehren wurden schon früher gehalten, wie dieses viele Pfarreien und Diözesen beweisen, wo sie niemals seit uralten Zeiten unterlassen worden sind. Bei den Augsburgern wurde der Anfang gemacht, wir Freysinger folgten ihnen nach, und alle Anderen werden es nachthun, wo dieß nicht geschehen. Mein lieber Dummhofer! sage mir doch: Findest du es nicht nothwendig und schön?

D. Ich kann freilich nicht viel dagegen sagen. Bisher habe ich mich alle Mal nach den Andern gerichtet. Mir ist eins, ob eine Christenlehre ist, oder keine. Mich erbarmt nur der Herr, der an Sonn- und Feiertagen keine Ruhe hat. Aber die jetzigen Herren sieht man auch nimmer so oft in Wirthshäusern als sonst. Sie müssen Nichts als schreiben und studieren. Ich möchte jetzt kein Herr mehr seyn, denn es ist einer nicht zu beneiden.

B. Schau', mein Alter! du darfst mir sicherlich glauben, daß die Christenlehren bei der jungen und alten Welt sehr nothwendig sind. Bei der jungen, damit sie mehr Kenntniß vom Christenthum erlangen, und es dadurch lieben und ausüben

lernen; und bei der alten, daß sie ihr Bischen Glauben noch erhalten. Ja, wäre nur die alte Welt besser gewesen, es wäre mit der jungen nicht so weit gekommen. Hat es nicht Aeltern und Dienstherrschaften gegeben (und es giebt noch viele solche), welche weder Morgens noch Abends an Gott dachten, von heiligen Dingen Nichts redeten, und noch weniger etwas Religiöses thaten? Unter Tags hatten sie schon gar keine Zeit. Da schlafen die großen Herrschaften, weil sie fast die ganze Nacht hindurch geschwärmt hatten. Ein solches Betragen sahen und lernten die Kinder und Dienstboten. Als diese selbst Herrschaften wurden, machten sie es noch ärger als ihre Vorfahrer. Diese hatten doch noch mehr Weltklugheit. Jene aber lebten in Saus und Braus, ja oft schlechter als das gemeinste Vieh. Und so ist mit der Religion alle Ruhe und Sicherheit, alle Freude und aller Segen zu Grunde gegangen. Kein Mensch war daher seiner Habe und seines Lebens sicher, weil kein Gott und keine Hölle mehr geglaubt und gefürchtet wurden. Wenn es so fortgegangen wäre, hätten wir noch eine Wasser- und Feuerfluth erleben müssen. Das fürchterliche Uebel des Irr- und Unglaubens haben am meisten die Fürsten und Völker erfahren müssen. Die Landesväter, besonders die deutschen, sind wieder aufmerksam geworden, und haben angefangen, selbst mit gutem Beispiele voranzugehen. Sie selbst achteten und übten wieder Religion, und befahlen das

Nämliche ihren Landeskindern, weil sie überzeugt sind, daß nur auf Religion das Glück des Staates sich gründet und forterhält. Die Priester kamen wieder zu Ehren, und erhielten Aufträge, mit Wort und That zur Hebung und Erhaltung der Religion beizutragen. Und so müssen alle Priester, höchstem Auftrage gemäß, viel predigen und viele Christenlehren halten, daß man sich an geistliche Sachen wieder gewöhne und sie lieb habe. Siehst du jetzt nicht die Nothwendigkeit der Christenlehren ein?

D. Jetzt geht mir freilich ein Lichtl auf, und ich will nimmer mit den Andern schmähen. So müssen wohl Christenlehren seyn.

B. Und dann, was der Landesvater und der Bischof anschaffen, müssen das nicht die Landeskinder und die Gläubigen thun? Hat man schon das Entgegengesetzte thun müssen, wird man sich wohl gegen das Bessere weigern?

D. Das denken die Leute Alles nicht; darum schwätzen sie daher, wie ein Mann ohne Kopf.

B. Euer Pfarrer wird euch noch schon besser sagen, wie nothwendig diese Christenlehren sind. Gehet nur brav darein, und denket nicht, daß sie nur für die Schulkinder gehören. Nein, der christliche Unterricht gehört für alle Menschen, für junge und alte, für gelehrte und ungelehrte. Die Einen müssen damit besser belehrt, die Anderen aber mehr gestärkt werden. Und wie schön ist dann, eine Pfarrgemeinde fleißig in die Christenlehre gehen

sehen! Gehen die Erwachsenen, gehen die Aeltern und Dienstherrschaften gerne darein, dann wird es keine Versäumnisse bei den Kindern und Dienstboten mehr geben. Ja, der Eifer im Kirchenbesuche wird sich nach und nach sogar steigern.

D. Mein lieber Herr! Sie machen mir Appetit zu den Christenlehren. Ja, ich freue mich schon darauf, und ich nehme mir vor, keine auszulassen, wenn anders Nichts dareinkommt. Und meine Kinder, meine Knechte und Dirnen, Alle müssen abwechselsweise dareingehen. Und wollen sie nicht pariren, so lerne ich es ihnen schon. Ei! ich hätte mich bald versäumt vor lauter Schwätzen und Zuhören. Aber es reut mich nicht. Wenn ich länger Zeit hätte, möchte ich gerne länger mit Ihnen sprechen, weil Sie gar so einnehmend sind. Ich wollte, ich könnte es daheim auch so nacherzählen; meine Leute würden die Ohren und Mäuler aufreißen. Aber ich weiß schon, was ich thue. Von nun an sey's geschworen, daß ich Nichts auf die Christenlehren und Predigten kommen lasse, eher gehe ich darein. Behüt' Gott! ich muß gehen.

(Giebt dem Bürger die Hand, und geht.)

B. (Faltet die Hände.) Gottlob! daß ich doch Einen bekehrt habe. Wenn nur Einige in einer Gemeinde da sind, die Sinn und Willen haben für alles Bessere; es macht sich schon nach und nach. Das Bessere muß immer siegen, wenn man es noch so sehr bekämpft, und oft selbst besiegt zu seyn

scheint. Nur gerecht und beharrlich wie unser theuerster König und Erzbischof, alsdann ist schon Vieles gewonnen!!

13. Der Ludwigs-Missions-Verein in Bayern.

Auf allerhöchsten Erlaß Seiner Königlichen Majestät und des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofes benutzte der Pfarrer das Titularfest der Armenseelenbruderschaft seines Ortes, und hielt eine besondere Predigt, um mehrere Pfarrkinder zu diesem löblichen Vereine zu gewinnen. Das Kirchenfest fiel auf den Sonntag nach Christi Himmelfahrt, und der Pfarrer sprach in seiner Predigt das Vorwort: „Gehet hin in die ganze Welt, und predigt das Evangelium allen Geschöpfen!“ Mark. 16, 15. Im ersten Theile zeigte er den Ursprung dieser Bruderschaft, nannte die Gutthäter derselben, erklärte dann auch den Nutzen einer Bruderschaft, besonders der Armenseelenbruderschaft, und ging endlich über auf den Ludwigs-Missions-Verein. So fuhr er in seiner Rede weiter fort:

„Allein es giebt derartige Bruderschaften mehrere, welche alle die reinsten und besten Absichten haben; und es entstehen immer noch einige, weil die christliche Liebe vielfältig seyn kann, und in allerlei schönen Werken sich zeigt. So erhebt sich

unter anderen löblichen Gemeinschaften in Bayern wieder ein neuer Verein, an deren Spitze unser geliebter König Ludwig und unser hochwürdigster Herr Erzbischof Lothar Anselm stehen. Im Anfange dieses Jahres erging an alle Pfarrvorstände eine allerhöchste Aufforderung, mit allem Eifer mitzuwirken, daß zur Förderung der heilsamen Missionen in Asien und Nordamerika viele Beiträge gemacht, und viele kleine Gesellschaften errichtet werden, die theils mit Gebet, theils mit Geldunterstützungen die gottgefällige und heilsame Absicht erreichen und forterhalten sollen. Und alle diese kleinen Gesellschaften zusammen, sollen den Ludwigs-Missions-Verein ausmachen, von dem ich gleich Mehreres sprechen will.

Der Ruf unsers lieben Herrn Jesus ergeht noch immer an die Nachfolger der Apostel, nämlich an die Bischöfe und Priester: „Gehet hin in „die ganze Welt, und prediget das Evangelium „allen Geschöpfen.“ (Mark. 16, 15.) „Dann „taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes, „und des heiligen Geistes.“ (Matth. 28, 19.) Und es fehlt nicht an Priestern, welche diesem göttlichen Rufe gerne folgen. Aber meistens sind es arme Priester.

Wenn sich nun ein Solcher entschließt, ein Glaubensprediger in fernen Ländern zu werden, wo Christus wenig oder gar nicht bekannt ist, so muß er sich noch mehrere Jahre dazu vorbereiten, um

wenigstens die fremden Sprachen zu erlernen, die in den Ländern gesprochen werden, wohin er zu reisen gesonnen ist. Ist er so weit gekommen, daß er sich geläufig in den fremden Sprachen ausdrücken, und so seine geistlichen Verrichtungen wirksam beginnen kann, dann hat er oft weite und beschwerliche Reisen bis an seinen Bestimmungsort zu machen. Gesetzt, er bekommt den Ruf nach Padang auf der Insel Sumatra, so muß er, wenn er bisher in Rom war, zuerst nach Neapel reisen, sich da einschiffen lassen, durch das Mittelländische und Arabische Meer fahren bis nach Sumatra, welche zwischen dem indischen und chinesischen Meere liegt. Diese Reise, wenn sie gut geht, kann 10 bis 12 Monate dauern. Die Seereisen sind weit beschwerlicher und theurer als die Landreisen, und so lange Zeit reisen, kostet nicht weniges Geld.

Ist der Missionär zu Padang, seinem Bestimmungsorte glücklich angelangt, so bedarf er Wohnung und den nöthigen Unterhalt, das er alles sich selbst schaffen muß, weil er noch landfremd ist. Und bis er von den Landeseingebornen unterstützt wird, mag es leicht noch mehrere Jahre hergehen.

Zu seinen Gottesdiensten braucht der Missionär mehrere Bedürfnisse, z. B. Wein, Brod, Lichter, Oele u. dergl. Und dieses kann er sich nur um das theure Geld anschaffen, weil es vielleicht oft weit hergebracht werden muß.

Ist der Missionär so glücklich, einen beständigen Aufenthaltsort behaupten zu können, so wird er bald eine geräumige Kirche brauchen, die mit Grund und Boden und mit ihrer Herstellung, wenn sie auch nur von bloßem Holze seyn sollte, gewöhnlich sehr hoch zu stehen kommt.

Bei der Kirche allein kann es nicht verbleiben, sondern des Missionärs Hauptabsicht ist, und muß seyn, junge Leute aus den Landeseingebornen zum geistlichen Stande zu gewinnen und abzurichten. Diese müssen bei ihm wohnen, und von ihm an Leib und Seele gepflegt werden. Seine Wohnung ist zu klein, und, die Kirche zum Wohnhause zu gebrauchen, ist unschicklich und unerlaubt. Er hat etwa acht bis zehn junge Leute, die gerne Geistliche werden möchten, also muß der Missionär sich um ein größeres und schicklicheres Gebäude umsehen, das als ein Seminar dienen kann. Die Herstellung eines solchen Gebäudes und der mehrjährige Unterhalt junger Leute kostet gewiß eine schöne Summe Geldes.

Nicht genug, daß ein Missionär die meisten Seminaristen ganz unterhalten muß, so sollte er auch viele andere Neugläubige unterstützen, die entweder arm, oder von ihren Angehörigen verlassen worden sind. Weiß der Missionar Solchen nicht zu rathen und zu helfen, so ist zu befürchten, daß sie das Christenthum verlassen, und dem Heidenthum wieder zukehren, weil sie die leidige Noth

dazu zwingt. Die Zahl solcher Unterstützungsbedürftiger ist oft nicht gering und erfordert viel Geld dazu.

Es ist nicht selten, daß sich bald Männer- und Frauenvereine bilden, die den Missionär in der Krankenpflege und im Jugendunterrichte unterstützen. Allein diejenigen, welche sich ganz diesem edlen Berufe widmen, brauchen selbst Wohnung, Kleidung, Nahrung und andere Bedürfnisse. Diese Klöster sollen auch forterhalten werden, und zwar von dem Missionär, der sie errichtet hat, und unter seiner Leitung forterhalten soll.

Bei Zunahme der Jugend- und Volksbildung sollen unter die Neubekehrten gute geistliche Bücher verbreitet werden, und zwar unentgeltlich, weil die Meisten selbst noch arm sind. Also soll diese Bücher der Missionär auf seine Kosten anschaffen und verschenken.

Sobald sich die Christen vermehren, so braucht man auch mehrere und größere Kirchen; es entsteht ein Bisthum und eine Domkirche, die doch besser und schöner gebaut werden soll als die anderen Landkirchen. Der Bischof soll und muß mehrere Priester um sich haben. Alle diese sollen anständig leben, und die nöthigen Gebäude hergestellt werden. Wie viel Geld kostet dieses Alles!

Jetzt fragt es sich, wer soll dieses Alles, was ich nach einander nur kurz angeführt habe, bestreiten? — Nicht wahr, der Missionär? — Aber er

ist selbst arm. Auch von seinen untergebenen Gläubigen haben oft die Meisten kaum Etwas zum allernothwendigsten Leben. Der Missionär kann nicht anders, als entweder Anfangs nur seine Landsleute um Unterstützung ansprechen, und bei Zunahme der Bedürfnisse die ganze Christenwelt, besonders Europa bittweise angehen. Das ist bisher immer geschehen, und geschah erst bei uns in Bayern, da selbst zwei Bischöfe aus Asien und Nordamerika persönlich unsern König Ludwig um Hilfe in ihrer unbeschreiblichen Noth baten. Auch die ehrwürdigen Franziskaner zu Jerusalem baten den Herzog Max von Bamberg, der sich selbst mit seinen Augen von dem Elende der frommen Wächter des heiligen Grabes überzeugt, inständigst um seine Verwendung und Fürsprache, daß ihnen doch auch einige Unterstützung, die sie für sich und andere Arme sehr nothwendig hätten, zukommen möchte.

Unser christlich gesinnter König Ludwig, der sich nicht lange zur Förderung der katholischen Religion und der wahren Volksbildung bereden und bitten läßt, ließ gerne in seinem ganzen Lande einen Aufruf ergehen, daß unter seinem Namen, und unter dem Vorstande des hochwürdigsten Herrn Lothar Anselm, Erzbischofes zu München-Freysing, sich ein Verein bilden soll, der für ständige Beiträge zur Erhaltung der Missionen sorge.

Dieser Ruf erging nun auch an uns, und ich habe ihn im vorigen Monate dahier bekannt ge-

macht. Ich ernannte selbst einige achtbare Männer, Jünglinge und Jungfrauen, die nach Anleitung der gegebenen Statuten bei ihren Bekannten einen ständigen Beitrag zum Ludwigs-Missions-Verein bewirken sollten. Aber ungeachtet des Aufrufes und der Zusprache fand sich nicht Eine Person, die sich zur Ehre Gottes und zur Wohlfahrt der armen Neugläubigen verbindlich gemacht hätte, wöchentlich nur Einen Kreuzer beizusteuern. Von den Verheiratheten wurden mir wohl 1 fl. 21 kr. 1 pf., und von den ledigen Personen daselbst 25 kr. mit dem Bemerken eingeliefert, daß sie weiter Nichts mehr geben wollen.

Wenn ich betrachte, daß in der Pfarrei vor Alters mehrere Tausende Gulden zur Errichtung eines Benefiziums und mehrere Hunderte Gulden zur Wiedereinführung einer schon fast vergessenen Bruderschaft, und auch für die Herstellung und den Unterhalt der hiesigen Kirche sehr viel Geld aufgewendet wurden, so müßten jetzt eine sonderbare Zeit und sonderbare Menschen seyn, die zur Ehre Gottes und zur leiblichen und geistigen Wohlfahrt ihrer Mitmenschen nicht täglich Einen Vaterunser und wöchentlich einen einzigen Kreuzer aufopfern wollten.

Bei so herrlichen Beispielen, die selbst euere Vorfahren gegeben haben, und jetzt noch allenthalben gegeben werden, bei der Aufforderung des Königs und bei so großem Drangsale vieler Millionen Seelen, bei so eindringlichen Bitten vieler Bischöfe

und Priester — kann da noch ein Christenmensch kalt und unbeweglich bleiben? — Gott selbst ruft uns immer zu: „Seyd barmherzig, weil auch ich barmherzig bin!“

O meine Christen! betet doch für zwei ganze Welttheile, nämlich für Asien und Amerika, die nicht so glücklich wie Europa sind, und noch unter der Macht und in den Banden des Unglaubens und der Barbarei schmachten, täglich einen einzigen Vaterunser, daß Gott, der allmächtige und liebevolle Vater, ihnen bald das Licht des wahren Glaubens anzünden, und sie dadurch zeitlich und ewig glücklich machen möge; dann gebet gerne wöchentlich nur Einen Kreuzer, daß die Missionen forterhalten, und die frommen Väter am heiligen Grabe auch unterstützt werden können. Mit dieser kleinen Mühe und mit einer so kleinen Aufopferung könnet ihr euch kräftige Abläße für Zeit und Ewigkeit erwerben. Traget doch auch bei, daß dem Willen unsers lieben göttlichen Sohnes Jesus Chistus gemäß in der ganzen Welt das heilige Evangelium gepredigt, und die heiligen Sakramente gespendet, und so leicht Ein Hirt und Ein Schafstall, nämlich das Reich Gottes auf Erden errichtet und forterhalten werden. Amen!“

Auf diese Predigt möchte Jedermann glauben, daß doch noch viele Pfarrkinder in diesen Verein traten, und das Ihrige beitrugen. Allein es fiel das Resultat aller pfarrlichen Bemühungen so schlecht

aus, daß nicht ein einziges Pfarrkind beitrat. Der Pfarrer wunderte sich Anfangs über die Fruchtlosigkeit seiner Predigt, aber er erfuhr bald die Ursache hiervon, daß nämlich die bekannten Rebellen Alles mit Schimpf und Spott vereitelten.

14. Die Steuern und Quartalschulgelder.

Schreierbauer. Jesus Maria! Der Gemeindevorsteher kommt zum Geldeinfordern.

V. (kommt, und schlägt seine Quartallisten auf.) Der Schreier hat noch Steuern zu zahlen, und die Quartalschulgelder und auch einige Schulstrafgelder wegen schuldbarer Schulversäumnisse seiner Kinder.

Schr. Der Teufel hole dich sammt deiner Liste! Alle Quartale forderst du einen Haufen Geld von mir. Meinst du, ich kann Geld machen?

V. Du mußt zahlen, was du schuldig bist.

Schr. Nicht wahr? Steuer-, Schul- und Strafgelder?

V. Ja.

Schr. Ich kann mich nur über die Schul- und Strafgelder ärgern. Ich muß zahlen, daß alle Augenblicke der Beutel leer wird, und meine Kinder lernen doch Nichts.

V. Ist kein Wunder, denn du schickest deine Kinder nicht ordentlich in die Schule, und hältst sie nicht zu Hause zum Nachlernen an. Man sieht

deine Kinder ohnehin mehr auf der Gasse als in der Schule.

Schr. Warum werden gerade meine Kinder immer gestraft?

V. Darum frage den Schullehrer, der sagt dir's schon.

Schr. Mit dem will ich gar kein Wort mehr reden, der ist mir zu hoffärtig und zu geschäftig. Aber ich will ihn schon bekommen, daß er auch auf mich besser merkt. Da hast du die Steuer- und Schulgelder.

(Wirft sie dem Vorsteher beinahe hin.)

V. Die Strafgelder muß ich auch haben.

Schr. Die zahle ich nicht.

V. Soll ich wieder eine Anzeige machen. Du stehst so schon schwarz beim Landgerichte, und willst dich immer noch schwärzer machen. Deine Widerspänstigkeit nützt dir Nichts, sondern du kommst desto schlechter weg.

Schr. Ich weiß schon, daß das Landgericht auf mich einen Pick hat; daher nimmt es nur mich immer beim Schof. Wenn ich nur könnte, wie ich wollte, ich wollte alle Großmächtigen gewiß geschmeidiger machen. Wahrhaftig, die ganze Welt ist mir Feind. Nur den Schreier weiß man zu necken und zu schaden! und ich weiß doch nicht warum?

V. Das ist eben dein allergrößter Fehler, daß du deine Toll- und Bosheiten nicht erkennen willst.

Wenn man dich fragt, so bist du immer unschuldig. Nun frage ich dich noch Ein Mal, willst du die Strafgelder zahlen oder nicht?

Schr. In aller Teufel Namen, da hast du sie!

V. Darunter sind einige abgeschlagene Sechser und Groschen, die darf ich nicht annehmen.

Schr. So? mit dem Gelde wollet ihr auch och heicklich seyn, o ihr Leutfuchser!

V. Daß du mich immer schimpfest, das werde und kann ich mir nimmer lange gefallen lassen. Weißt du nicht, daß ich ein rechtschaffener Mann und der Ortsvorstand bin?

Schr. Verzeihen's, Herr Ortsvorstand!

V. Auch allen Spott verbitte ich mir.

Schr. Aber wart', wenn die Gemeindevorsteherwahl wieder ist, du bekommst meine Stimme nicht, und alle Bauern werde ich abwendig machen, dich wieder zu wählen. Schau' man ihn an, wie groß er sich macht!

V. Ein anderes Geld her, daß ich von dir weiter komme!

Schr. Da, da; aber säckle mich nicht gar aus.

15. Die Oelbergandachten.

Schreierbäuerin. Ach, meine Nachbarin! ich habe wieder Kreuzbange, weil die Oelbergandachten anfangen.

N. Oho! es wird ja doch nicht so arg werden?

Schr. Du kennst meinen Bauern, den nur die vielen Gelegenheiten zum Trunke verderben. Am nächsten Donnerstage ist der erste Oelberg im Markte N., und am Sonntage darauf im Dorfe zu X. Er geht zwar überall hin, aber nicht, um die schönen Predigten zu hören. Ich weiß noch gut, wie er voriges Jahr vor der Oelbergandacht im Markte arretirt und eingesperrt, weil er gerauft, und im Dorfe X. aus der Kirche geschafft wurde, weil er sternhagelvoll in die Kirche kam, und dort Spektakel machte.

N. Ja, meinst du, daß er's heuer wieder so mache?

Schr. Ich fürchte schon.

N. Lasse ihm kein Geld, dann kann er in kein Wirthshaus mehr gehen.

Schr. Ich habe es schon probirt, aber da wäre ich bald erschlagen worden.

N. Gott im Himmel! so hast du freilich an deinem Manne ein großes Hauskreuz.

16. Die Kindstaufe.

Brummerbauer. Du Bäuerin! heute hat der Pfarrer kuriose Sachen verkündet.

B. Was denn?

Br. Wenn wieder Kinder ohne die ehelichen Väter zur Taufe gebracht werden, so taufe er sie nicht, bis die Väter mitkommen.

B. Das hätte sich schon längst gehört, aber der vorige Herr Pfarrer war zu nachsichtig.

Br. Er sagte, die Väter sollen um die Taufe ihrer Kinder bitten. Was braucht es dieses? der Pfarrer wird ja bezahlt dafür.

B. Halt' dich nicht auf; der Herr Pfarrer meint, daß man die heiligen Sakramente als geistliche Wohlthaten und Gnaden anerkenne, um die man den Ausspender derselben bitten soll, und daß man sie nicht wie eine Waare um's Geld verlangen darf.

Br. Dann sagte er ferner, daß er den ledigen Kindern selbst einen Taufnamen gebe, um verschiedene heilige Namen unter seinen Pfarrkindern bekannt zu machen, das will den Leuten gar nicht gefallen, weil sie fürchten, die Kinder bekommen lutherische Namen!!

B. Ich möchte nicht die Verbreitung unrechter Namen fürchten, denn der Herr Pfarrer ist mir allzu christlich. Das habe ich in dieser kurzen Zeit schon bemerkt.

Br. Endlich verkündete er auch, daß er ledige Weibspersonen, wenn sie nach dem dritten Falle zum Vorsegnen kommen wollen, nicht mehr hervorsegne, weil sie ihres lüderlichen Lebenswandels wegen keinen Kirchensegen mehr verdienen.

B. Da hat der Herr Pfarrer ganz recht. Es war ärgerlich, wenn solche Weibsbilder nach ihren vielen Fällen öffentlich hervorgesegnet wurden, die

wahrlich selbst den Segen herabwürdigten. Kurz, was immer der Herr Pfarrer noch gethan und angeordnet hatte, gefällt mir außerordentlich! und ich wünsche, daß ihm Jedermann gerne folge.

17. Die Charwoche-Zeremonien.

(Der Windmühlenmacher erzählt in der Stadt, welche Unfüge er bei den Charwochen-Zeremonien im Dorfe X. gesehen habe.)

Am Palmsonntage kamen die Buben mit großmächtigen Palmbüscheln in die Kirche, und stellten sich zum Choraltare hin. Bis der Herr Pfarrer kam, schlugen sie mit den Büscheln aufeinander, und es war unter den Buben ein Gewoge und Gedränge, als wenn Etwas ausgeschenkt werden würde.

Bürger. War denn der Schullehrer nicht da, um Ordnung und Ruhe zu machen?

W. Ja wohl, aber er machte noch mehr Lärm und Unordnung mit lauter Abbieten und Zuschlagen. Endlich kam der Herr Pfarrer, und begann die Weihe. Während dessen war doch Ruhe. Aber als die Prozession angehen sollte, hatten die Buben ihren Jux, bis sie sich aus der Kirche drängten.

B. Sagte der Herr Pfarrer gar Nichts?

W. Nein; er wartete ganz gutmüthig, bis die Buben mit ihren Gewaltbüscheln die Bahn gebrochen hatten. Ich muß noch immer über die

Palmbüscheln lachen. Ich versichere Sie, hinter einem einzigen solchen Palmbüschel hätte sich ein Mann zu Pferd verstecken können. Und zu Stielen hatten sie die größten Prügeln. Als ich um die Ursache dieser langen und dicken Stecken fragte, antwortete man mir, daß man sie zu Rührstecken für die Butterkübeln brauche; denn es lasse sich mit diesen geweihten Stecken besser Butter machen. Ich bitte Sie, so einfältig sind viele Landleute noch!

B. Da dürfen die Bischöfe noch tüchtig nachfragen und nachschauen, daß dergleichen Unfüge ein Ende nehmen, die so leicht Spott und Schimpf über unsere heilige Religion und Kirche veranlassen.

W. Ein ähnlicher Unfug geschah bei der Feuerweihe. Die Buben rasselten am Charsamstage Holzbündel an langen Ketten daher, und rauften am Kirchhofe, um ihre Bündel so nahe als möglich, dem heiligen Feuer beizubringen. Der Schullehrer schlug links und rechts um sich her, daß die Buben über einander burzelten, und mancher in Gefahr kam, verbrannt zu werden. Unter den geistlichen Verrichtungen hörte man oft den Herrn Pfarrer dareinschreien: „Ihr Schlingel, ihr Kalfaktor! könnet ihr nicht Ruhe und Frieden geben? Geh', Schullehrer, zeche 'mal drein!" Jetzt hagelte es Püffe auf die armen Köpfe, und der Lärm legte sich doch nicht. Dabei schmunzelte der Herr Pfarrer. Kaum war die Feuerweihe zu Ende, so schleppten

die Buben ihre brennenden und rauchenden Holzbündel unter den Leuten mit Ungestüm hinweg, so daß ich zu thun hatte, um meine Füße in Sicherheit zu bringen.

B. So ist freilich kein Wunder, wenn sich einige Protestanten und leichte Katholiken über unsere Kirchenzeremonien lustig machen.

W. Am Nachmittage besuchte ich das heilige Grab, weil man mir sagte, es würde auch eine schöne Grabmusik gehalten. Während ich das hl. Grab betrachtete, das mir gar nicht recht wegen seiner Theaterähnlichkeit gefallen wollte, fing die Orgel zu schnurren an, und es wurde mit Geigen und Horn eine förmliche Symphonie aufgeführt, die ich nicht für passend hielt. Der Schullehrer fragte mich darnach, wie mir die Grabmusik gefallen, und ich mußte ihm leider ins Gesicht sagen: Ganz und gar nicht, das ihm unlieb zu seyn schien.

B. Ich weiß wohl, daß es auf dem Lande nicht so seyn kann, wie in einer Stadt oder einem Markte; aber es könnte doch hier und dort viel besser seyn, wenn nur die Geistlichen und Schullehrer zusammenhielten. Die geistlichen Zeremonien müssen nicht prunkvoll gehalten werden, es ist genug, wenn sie streng nach den Ritualien gehalten werden. Ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, geistlichen Zeremonien auf dem Lande bei-

zuwohnen; und ich habe in manchen Orten wegen der herrschenden Einfachheit mehr Andacht und Erbauung gefunden, als je in der Stadt. Wie gesagt, auf den Geistlichen und Lehrer kommt es in dieser Hinsicht viel an, ob die Sachen gut oder schlecht verrichtet werden.

Zweites Quartal.

Von Ostern bis Pfingsten.

---

1. Der Patient.

Schreierbauer. Ich kann die Magenschmerzen nimmer länger aushalten, wenn der Doktor mir Nichts schickt, das mir hilft. So? Lena! bist du einmal da? Was hat der Doktor gesagt?

L. Er schickt dir Nichts mehr, und kommt auch nicht zu dir, weil du ihm nicht folgst.

Schr. Der Teufel hole den Doktor! das ist mir ein sauberer Patron! Ist er drei Mal schon zu mir hergegangen, und hat mir spottschlechte Medizinen geschickt, aber nicht kurirt. Ich brauche ihn nimmer. Der alte Baderhannerl hilft mir gewiß.

Lumpensammler (der gerade auch kam). Was fehlt euch denn, mein Bauer?

Schr. Nicht gar viel. Ich habe mich die Osterfeiertage ein Bischen im Magen verdorben, und seit der Zeit kann ich nichts mehr behalten, wenn ich Etwas esse. Ich kann halt nimmer so essen, wie sonst. Ich freute mich schon auf die Osterzeit, wo ich genug Fleisch essen konnte. Nun, heuer habe ich in der Früh nur 3 Leber- und 6 Bratwürste gegessen, um 9 Uhr einen Brocken Geselchtes, mögen freilich ein Paar Pfündel gewesen seyn; aber ich esse es zu gerne. Dann zu Mittag habe ich auch eine ehrliche Portion gegessen, wiewohl es mir nimmer recht schmecken wollte. Nachmittags habe ich wieder Etwas abgefiselt, und auf den Abend mich über das Brühfleisch hergemacht. Am Ostermontag habe ich fast die nämliche Tagsordnung gehalten, und am Dienstag darauf bin ich sterbenskrank geworden. Ich kann halt Nichts mehr vertragen. Seit der Zeit habe ich immer doktert, und Nichts hat geholfen.

Bäuerin. Ich glaube es gerne; denn er hat fast Nichts von der Medizin genommen, die ihm der Doktor geschickt hatte.

Schr. Wer wird denn ein so schlechtes Gesäuf einnehmen, das Einem den Magen umkehrt? Wenn der Doktor kein bessere Medizin weiß, so brauche ich ihn und seinen Trunk nimmer. Vier Wochen schon bin ich zu Hause, und mir wird

von Tag zu Tag schlechter. Mein Mann! weißt du mir keinen Rath?

Lpſ. Wenn ich einen Rausch oder zu viel gegessen hatte, so kurirte mich am andern Tage ein Gläschen Branntewein, und darauf wurde mir alle Mal wieder gut. Daher halte ich auf keinen Bader und auf keine Medizin Etwas.

Schr. Dein Rath gefällt mir, und ich will ihn gleich probiren. Lena! hole mir einen Schnaps.

L. Aber wenn du noch kränker wirst?

Schr. Marsch, sage ich.

(Der Schreierbauer hatte kaum den Branntwein im Leibe, so mußte er sich fürchterlich brechen. Ein anderer Doktor hatte zu thun, bis er ihn wieder in sechs Wochen herstellen konnte.)

2. Der Fund.

Kölblbube. Je, da liegt gar eine Brieftasche!

Wirthsbube. Lass' sehen, was darin ist.

K. Nichts, nichts! die Tasche gehört mein; denn ich habe sie gefunden.

W. Wer sagt, daß sie dein gehört?

K. Meine Mutter sagt immer: Bube, wenn du Etwas auf der Gasse findest, so trage es heim. Und ich habe oft schon Etwas gefunden, und es hat mein gehört.

W. Das ist aber nicht recht. Weißt du nicht, was unser Schullehrer schon oft gesagt hatte:

G'funden, g'funden, wiedergeben,
G'schenkt, g'schenkt, nimmer geben.

K. Wem soll ich aber diese Brieftasche geben? etwa dir?

W. Bewahre! dem Herrn Pfarrer, oder dem Herrn Schullehrer, damit diese nach dem Eigenthümer fragen. Erst dann gehört die Brieftasche dein, wenn sich Niemand darum meldet.

K. Aber schau' her, es ist Nichts darin, als ein paar Briefe. Und die Brieftasche freut mich, weil sie so schön roth ist. Ich gebe sie nimmer her. Der sie verloren hat, hätte besser Acht geben sollen.

W. Wenn du sie nicht hergiebst, gebe ich dich an.

K. Ich muß zuerst meine Mutter fragen, was ich thun soll.

(Er läuft fort. — Der Wirthsbube läuft zum Schullehrer, und zeigt den Fund des Kölblbuben an. Der Schullehrer ruft den Knaben zu sich, fordert die Brieftasche von ihm ab, und durchsucht sie.)

Sch. Wo sind die Briefe, die darin waren?

K. Zu Hause.

Sch. Warum hast sie nicht in der Brieftasche gelassen?

K. Ich glaubte, es liege Nichts daran.

Sch. So gehst du mit fremden Sachen um? Ist bei dir all mein Lehren und Mahnen fruchtlos? Habe ich nicht schon oft gesagt, wer gefundene Sachen

verheimlicht und behält, begeht einen Diebstahl? Sogar die Briefe sind nicht sicher bei dir. Du hast schon etliche Briefe, die aufgebrochen waren, dem Herrn Pfarrer gebracht. Als du darüber befragt wurdest, läugnetest, sie aufgebrochen zu haben. Aber du bist von einem Mitschüler verrathen worden, daß du es doch gethan hattest. Wer hat es dir befohlen?

K. (weinend). Meine Mutter; denn sie wollte wissen, was darin stünde.

Sch. Gehe zu, ich werde mit deiner Mutter und mit dir besonders sprechen.

3. Vom Straßenbau und von der Allee-Baumpflanzung.

Wegmacher. Schreier! morgen trifft dich das Scharwerk auf der unteren Straße.

Schr. Schon wieder? Nichts als Scharwerk, nichts als Scharwerk! Es ist gerade, als wenn ich meine Leute und Rosse nur zum Scharwerken halten müßte. Der Teufel hat das Scharwerken aufgebracht! ich glaub's nicht anders.

W. Ich habe mir's gedacht, wenn ich zum Schreier komme, so schreit und schimpft er.

Schr. Soll's mir etwa recht seyn, wenn ich einen Sklaven machen muß? Ich hätte jetzt andere Arbeiten, und sollte scharwerken.

W. Ja, mein Lieber! es muß so seyn.

Schr. O nein. Was braucht's die Straße des Jahres öfters bekiesen, öfters abräumen, und weiß Gott, was für Sachen? Ein Stubenboden kann die Straße doch nicht werden.

W. Du redest, daß es geredet ist; aber selten Vernünftiges redest du. Ich möchte sehen, wenn nach deiner Meinung die Straße gehalten würde, wie sie in Jahr und Tag ausschauen würde. Sie müßte gerade so werden, wie euer Weg durch das Dorf, wo man das ganze Jahr hindurch nicht trocknen Fußes gehen kann vor lauter Pfitzen- und Odelwasser. Mich wundert's nur, daß sich kein Mensch und Vieh die Füße gebrochen hat vor lauter Löcher und Hügel, die es da giebt.

Schr. Wir haben andere Geschäfte genug, als bloß Wegmachen; und wir werden dafür nicht bezahlt, wie du.

W. Ihr seyd Bauern, und bleibt Bauern, die lieber in ihrem eigenen Kothe versinken und ihre Fahrnisse beschädigen lassen, ehe sie sich eine Veränderung in ihren Gewohnheiten wollen gefallen lassen. Doch ich darf euch nicht in Ruhe lassen, und ich muß dir noch sagen, daß nach dem Scharwerken die fehlenden Bäume auf der Straße nachgesetzt, die Bäumchen an den Pfählen gut angebunden, unten mit Dornen verwahrt werden, und dann abgeraupt werden müssen

Schr. Sonst Nichts mehr? Ich wollte schon,

daß ich dich nimmer sehe und höre. Wir Bauern sind doch geschundene Leute, die sich Alles gefallen lassen müssen. Es ist bald nimmer zum Aushalten.

W. Daß man mit dir immer zu streiten hat! Andere lassen sich doch zurecht weisen, aber mit dir ist wenig auszurichten. Alles muß bei dir erzwungen werden. Ich will nicht von den Schönheiten einer Allee reden, sondern nur den großen Nutzen angeben, den eine Allee mit Obstbäumen geben könnte. Z. B. du hättest statt deiner 24 Pappel- oder Weidenbäume lauter Obstbäume, so hättest du einen weit größeren Nutzen davon. Gehe hinaus in das Schwäbische und Fränkische, ob du an einer Straße solche elende Bäume wie bei uns siehst. Ja, es giebt da Ortschaften, wo man meinen möchte, daß man auf keiner Landstraße, sondern durch einen Garten ginge. So könnte es auch leicht bei uns seyn. Aber man muß Anfangs wenigstens Etwas dafür thun und aufopfern. Ihr meint, was ihr thut, wenn ihr einige Baumreiser auf die Straße stecket. Das ist Alles, was geschieht. Keiner bekümmert sich mehr, ob das Bäumchen fortkommt, oder nicht; es wird nicht begossen, nicht von Auswüchsen gereinigt, nicht gehörig angebunden, und nicht gut verwahrt. So kann freilich kein Baum fortkommen. Mit dem Baume ist das nämliche Verhältniß wie mit dem

Menschen. Wenn er nicht gehörig gepflegt wird, so müssen der Baum und der Mensch verkümmern.

Schr. Ja, wenn auf der Straße Obstbäume wären, dann würden wir auch schon besser aufschauen.

W. Warum setzet ihr keine?

Schr. Weil keine fortkommen können.

W. Das ist erlogen; können allerhand Bäume in euren Gärten fortkommen, so könnte dieß auch leicht auf den Straßen geschehen. Aber ihr möget keine Obstbäume setzen, und wollet selbe nicht pflegen. Das sind nur Ausflüchte, daß auf der Straße keine Obstbäume fortkommen können. Probirt es einmal, und thut, was Rechtens ist; ich wette, wir haben bald Obstbäume.

Schr. Zum Stehlen oder Verderben.

W. Dagegen würde schon gesorgt werden, wenn sie einmal da wären.

Schr. Du bist ein gehorsamer Diener, weil du dein Brod vom Hofe hast.

W. Ich muß thun, was meine Pflicht ist. Darum sage ich dir ernstlich, daß du morgen zur rechten Zeit scharwerkest, und deine Alleebäume in Ordnung richtest, sonst —

Schr. Ich weiß schon das Sonst. O ihr Galgenpack!

4. Die Vogelfänger.

Flurwächter. Muß doch sehen, warum dort so viele Kinder bei einander stehen. Was treibt ihr denn da?

Kinder. Die Martergörgelkinder haben viele Vögel gefangen; schau' nur her, was für schöne Vögel darunter sind!

Flw. Wie, lasset mir die Vögel sehen! Ach, diese sind alle noch zu jung! Glaubet ihr wohl, daß ihr sie davon bringet? Und Singvögel sind auch darunter! Was soll ich nun mit euch thörichten und boshaften Buben anfangen? Wie oft ist es euch schon vom Herrn Pfarrer und Schullehrer vorgepredigt worden, ja selbst der Gemeindevorsteher hat es öfters publiciren müssen, daß das Vogelfangen, besonders von den Kindern, streng verboten sey. Schon das Uebertreten dieses Verbotes ist höchst strafbar; und wie grausam und sündhaft ist das zu frühe Nesterausheben! Stellet euch nur vor, es würde den Aeltern ihr einziges liebes Kind geraubt werden, und sie wüßten, daß es entweder verhungern müßte oder sonst geschunden würde; welcher Schrecken und Jammer wäre dieß für die armen Aeltern! So ist es auch bei den Vögeln, die euch Räubern und Mördern zuschauen mußten, wie ihr ihre lieben Jungen, die noch so sehr der Aeltern bedurften, gewalt- und grausamer Weise wegnahmet. Ihr hattet davor zu wehren,

um euren Spitzbubenstreich auszuführen. Glaubet ihr, weil die Vögel nicht schreien und weinen können, so fühlen sie keinen Schmerz über diesen schändlichen Raub? Könnet ihr dieses stumme, aber desto schmerzlichere Wehklagen der armen Aeltern und Jungen wohl verantworten? Was hilft es euch, daß ihr jetzt ein paar Dutzend Vögel bei einander habet? In einem oder zwei Tagen sind alle umgekommen. Welche Wagnisse habet ihr deßwegen bestehen müssen! Ihr mußtet fürchten, daß euch der Jäger erwische, oder euch sonst Jemand beim Herrn Pfarrer und bei euren Aeltern verklage. Wie leicht hätte sich Eines von euch durch tollkühnes Baumklettern Hals und Bein brechen können! und welchen schlechten Anfang habt ihr schon zu Diebereien und Grausamkeiten gemacht! Das kann nicht ungeahndet bleiben. Gebet mir nur alle Vögel her, und ich werde euch alle, die beim Vögelfangen waren, beim Herrn Pfarrer anzeigen, der euch die Lust zum Stehlen und Martern austreiben soll. Marsch! und gehet mir sogleich auseinander.

Schnurrerbauer. He da! wo aus mit deinen Vögeln?

Flw. Zum Herrn Pfarrer.

Schn. Will's der braten lassen?

Flw. Bewahre! ich habe ihm nur Anzeige von diesem Vogelraube zu machen.

Schn. Nun, da tragt's wieder was.

Flw. Behüte mich Gott davor! ich will nur meine Schuldigkeit thun, und auch mithelfen, daß der abscheuliche und gottlose Unfug einmal aufhöre; denn man weiß, daß häufig aus kleinen Vögeldieben große Räuber und Mörder geworden sind.

Schn. Oho! dieß geht nicht so geschwind.

Flw. Ja, mein lieber Nachbar! davon haben wir nicht Ein Beispiel. Und wenn dieß Alles nicht so wäre, so schadet sich eine Ortschaft selbst, wo dieser schlechte Unfug herrscht. Da ist es dann so weit gekommen, daß fast kein einziger Baum mehr Blätter und Früchte brachte, vor lauter Raupen, die den Bäumen tüchtig zusetzten. Gott hat es schon so eingerichtet, daß die Wald- und Singvögel die Bäume und Gesträuche von den schädlichen Insekten reinigen müssen. Wie traurig ist es in einer Gegend, wo die Vögel ausgerottet sind! Man sieht da keinen gesunden Baum und hört keinen Vogel mehr singen und pfeifen. Nein, das darf bei uns nicht geschehen. Ich wenigstens werde, so lange ich lebe, strenge Patroul gegen die Vögeldiebe machen.

Schn. Du bist nicht zu beneiden.

Flw. Was ist's? Die Verdrusse dürfen mich nicht abschrecken; denn diese führt mein Amt mit sich. Es ist ärgerlich, daß die Leute immer bewacht und bestraft werden müssen, bis sie endlich ein Gesetz befolgen. So ist dieß gleich mit dem

Viehaustreiben der Fall. Sie wissen, daß Anfangs April kein Vieh mehr ohne Aufsicht ausgetrieben werden darf, noch viel weniger bei der Nacht. Und doch können sie es nicht lassen, bis sie verklagt und gestraft werden. Sie bekümmern sich nicht um das Verbot: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, das sollst du auch Andern nicht thun."

Schn. Der Bauer darf sich jetzt nimmer rühren und biegen um seine hohen Stiften und Steuern. Man macht fast alle Wochen neue Gesetze gegen uns, so daß wir uns bald nimmer auskennen; und es kein Wunder ist, wenn man das eine oder andere Verbot übertritt, weil es ihrer zu viele sind.

Flw. Und wenn ihr sie recht betrachten wollet, so werden sie alle zu eurem eigenen Besten gegeben; aber das wollet ihr nicht einsehen. Daher muß man sie euch aufzwingen.

Schn. Du tanzest halt, wie man von Oben vorpfeift.

Flw. Alles muß nach seinem gehörigen Takte gehen, wenn Ordnung und Frieden herrschen soll.

Schn. Behüt' dich Gott! ich sehe schon, mit Polizeipersonen ist nicht viel zu machen.

5. Die Stadtleute und Hüterkinder.

Bube. Ei, schenkt's mir auch was!

Herr. Weißt du nicht, das das Betteln verboten ist?

B. Voriges Jahr schon, aber heuer nicht.
H. Was thust denn da?
B. Hüten.
H. Wem gehörst zu?
B. Han?
H. Wer sind deine Aeltern?
B. Tagwerkerleute.
H. Wie lange hütest schon?
B. Drei Jahre.
H. Was thust beim Hüten?
B. Nichts.
H. Liest du gar nie in einem Buche?
B. Ich kann's nicht.
H. Ja, gehst du nicht in die Schule?
B. Im Sommer nicht.
H. Mein Lieber! wird dir beim Hüten nicht die Zeit lange?
B. Was sagst?
H. Ich frage, ob du nicht Zeitlang hast?
B. Ja, gar oft.
H. Aber im Winter schicken dich deine Aeltern fleißig in die Schule?
B. Nicht viel.
H. Warum nicht?
B. Weil mein Vater und meine Mutter Nichts darauf halten.
H. Leidet dieß euer Herr Pfarrer und der Schullehrer?

B. Diese klagen freilich, aber wir fragen Nichts darnach.

H. Ja, willst du nicht das Lesen lernen?

B. Für was? kann's mein Vater und meine Mutter auch nicht, und leben doch.

H. Weißt du nicht das Sprichwort: Wer nicht lesen und schreiben kann, ist —

B. Was?

H. Ich sage: Wer nicht lesen und schreiben kann, ist ein halber Mann. Aber in die Kirche gehst doch?

B. Im Sommer nie.

H. An Sonn- und Feiertagen auch nicht?

B. Nein.

H. Mein Gott! so hörst und lernst Nichts vom heiligen Evangelium und vom Katechismus?

Frau. Wer sind die zwei Kleinen dort?

B. Die sind mein Bruder und meine Schwester.

Fr. Rufe sie zu uns her.

B. Du Georg und Franzi! da gehts her!

(Kommen dahergelaufen.

Fr. (deutet auf den Knaben). Wie heißt du?

(Der Knabe spricht ganz unverständlich, da er den rechten Daumen im Munde steckend hatte.)

Wie? sag's nochmal!

K. (lauter). Georg.

Fr. Und wie heißt du, liebe Kleine?

Kl. Franzi.

Fr. Ach, warum seyd ihr denn baarfuß? Es

ist ja noch zu kalt; schaut nur her, wie eure Füße vor Kälte roth und blau sind. Habet ihr keine Schuhe?

B. Ja wohl, aber sie mögen selbe nicht anziehen.

Fr. Ach, Kinderchen! laufet doch nicht zu früh baarfuß; ihr könnet euch den Keuchhusten, das Bauchgrimmen und allerhand Krankheiten zuziehen. Vor dem Monate Mai und nach Michaeli sollen Kinder nicht mehr baarfuß umherlaufen, weil der Boden schon zu kalt ist. — Ihr zwei Kleinen! machet mir fein das heilige Kreuz.

(Beide fangen zu weinen an.)

Warum weinet ihr?

B. Weil sie es nicht machen können.

H. Aber du kannst es?

(Bube fährt beim Kreuzmachen mit ausgespannten Fingern kreuz und quer über das Gesicht, so daß es eher schien, er mache eine lange Nase, als ein Kreuz.)

H. Was kannst denn noch beten?

B. Den Vaterunser, Glauben-Gott, und den Rosenkranz.

H. Sonst Nichts?

B. Nein.

H. Kannst nicht Etwas singen? Geh', sing' einmal!

B. Was krieg' ich?

H. Sing' nur, ich schenke dir schon Etwas.

(Bube schnäuzt sich zwischen die Finger, wirft den Unrath weg, und fängt an:)

Jetzt hot mi mei Voda in's Arbetshaus geb'n —

H. Pfui, sey still! — Lehrt euch euer Schullehrer keine schönere Lieder?

B. Ja, aber ich lerne Nichts, weil ich selten in die Schule gehe.

Fr. Liebes Mädel! kannst du nicht stricken oder nähen?

(Mädel fängt wieder zu weinen an.)

B. Nein, Unsere Mutter kann selber Nichts.

Fr. Ach Gott, wir wollen gehen. Herr! gib den Kinderchen Etwas.

(Der Herr gibt dem größeren Knaben ein Geldstück, worauf der Bube „Gelts Gott" sagt.)

H. Meine Frau! wie traurig sieht es noch hie und da auf dem Lande aus. Viele Aeltern können Nichts, und wollen auch ihren Kindern Nichts lernen lassen. So wachsen die Kinder auf fast wie das Vieh. Wenn dieß unser guter König wüßte, der würde sich darüber sehr ärgern.

Fr. Gottlob, daß unsere Kinder doch viel besser daran sind.

H. Lieb's Mütterl! geh', sag' mir doch, ist bei euch das Viehhüten von Kindern erlaubt? Ich sehe da herum so viele Kinder viehhüten.

W. Das nicht. Der Herr Pfarrer und der Schullehrer haben immer deßwegen Scherereien und Verdrusse mit den Aeltern und Kindern. Sie wollen's nicht glauben, daß es gar so gefehlt sey. Und wenn es auch eine Zeitlang unterbleibt, so

müssen die Kinder doch bald wieder hüten. Denn die Aeltern meinen, daß das Hüten immer Kindern zugehöre, welche noch nichts Anderes thun können.

H. Es wäre noch recht, wenn nur nicht die Schule und die Kirche versäumt würde, und wenn nicht von den Kindern beim Viehhüten allerhand Schlechtigkeiten gesehen würden. Daher wird dieses Viehhüten von Kindern so strenge verboten.

W. Ja, was geschieht? Wenn ihre eigenen Kinder eine Zeitlang nicht mehr hüten dürfen, so nehmen die Leute andere Kinder aus der Nachbarschaft dazu her.

H. Wird denn dort nicht das nämliche Verbot beachtet?

W. O da sind der Pfarrer und der Schullehrer nicht so streng wie bei uns.

H. Ja, so muß es kommen, wenn die Gesetze nicht überall gleich genau gehalten werden.

6. Die Hagelassekuranz.

(Im Wirthshause.)

Brummer. Heuer hat der Herr Pfarrer schon wieder Etwas von der Hagelassekuranz gepredigt; er meint, daß wir uns alle einverleiben sollen.

Zwickl. Warum nicht gar? Ich lasse mich heuer ausstreichen.

Zankl. Ich auch; ich kann mir noch zahlen genug.

Scheurer. Schullehrer! was thust du?

Schl. Ich bleibe bei der Hagelassekuranz; wiewohl ich nicht viel Feldbau habe, und das Geld mir hart ankommt.

Schreier. Mein Schullehrer! nimm mir's nicht übel, wenn ich dich einen Narren heiße. Heuer ist schon das dreißigste Jahr, und es hat uns Gottlob! noch kein Schauer getroffen. Wer nun so lange Etwas zur Hagelassekuranz beigetragen hätte, der hätte dreißig Jahre lang Nichts davon bekommen. Daher bin ich und mein Nachbar so gescheid gewesen, und wir haben zuerst Nichts beigetragen. Was sagst du nun, haben wir nicht mehr gewonnen, als die Andern, die schon viele Jahre für Nichts und wider Nichts Beiträge geliefert haben?

Schl. Bist du aber auch versichert, daß bei uns gar kein Hagel schlägt? Haben wir nicht Beispiele, daß es in vielen Orten schon drei oder vier Jahre nach einander geschauert hat? Was thun da diejenigen, die sich nicht assekurirt haben?

Sturm. Das wird bei uns niemals geschehen; und wenn auch; dann erleiden nicht alle Totalschauer. Unsere Felder sind nicht arrondirt, und so kann der Schauer nicht in alle vier Ecken zugleich dareinschlagen. Wir wären Narren, wenn wir zur Assekuranz zahlten; es sollten nur diejeni-

gen brav zahlen, wo es öfters schauert. Sie haben auch ihren Nutzen davon.

Schl. Das wird bei der Assekuranz berücksichtigt. Die weniger Gefahr haben, dürfen weniger zahlen, als diejenigen, bei denen es häufig schauert. Und gesetzt, es trifft mich in meinem Leben kein Schauer; so zahle ich das Wenige, das mich alljährlich trifft, weit leichter und lieber, als wenn ich als Nichtzahlender einmal vom Schauer getroffen würde, und gar keine Entschädigung zu hoffen hätte. Wie habet ihr euch verwundert, als der Jacklbauer beim Forste baare hundert Gulden Hagelentschädigung erhielt, während alle Anderen, die nicht assekurirt waren, keinen Heller erhielten? Das wirkte, daß von nun alle Bauern beim Forste sich einschreiben ließen. Diese wurden erst durch Schaden klug.

Schr. Das ist vielleicht unter hundert Ein Beispiel.

Schl. Was thut das? Ich sage euch, daß man zur Beförderung gemeinnütziger Zwecke nicht pfenningfuchserisch seyn soll. Diese Hagelassekuranz ist einmal errichtet, daß die Verunglückten auf der Stelle unterstützt werden, und deßwegen keinen zu großen Schaden erleiden sollen. Wer nun bei dieser Assekuranz ist, der trägt bei, wenn er auch nur Einen Gulden zahlen sollte, daß andere Unglückliche unterstützt werden können, und setzt sich dadurch außer Furcht und Kummer, in Noth und Elend

zu gerathen, wenn ihn wirklich auch das Unglück treffen soll. Wer Almosen gibt, will er etwa für seinen gegebenen Pfenning wieder einen Gulden hereinbringen? Das wäre eine saubere Barmherzigkeit. Willst du nicht lieber Almosen geben, als annehmen?

Schr. Alles schön gesagt; ich mag doch nicht beitreten. Ich habe bisher Nichts bezahlt, und bezahle auch Nichts, wenn Alle bezahlen würden. Ich habe meinen eigenen Kopf.

Schl. Das wissen wir leider. Und der Herr Pfarrer hat keine Predigt über die Hagelassekuranz gehalten, wie der Brummer fälschlich bemerkte, sondern nur nach der Wochenverkündung euch erinnern wollen, daß es wieder Zeit wäre, zum Beitritt der Hagelassekuranz; und hatte euch gewarnt, die Versicherung einer Entschädigung nicht außer Acht zu lassen, da es doch noch nach so vielen glücklichen Jahren einmal ein unglückliches geben könnte. Diese Sorgfalt eures lieben Herrn Pfarrers sollet ihr zu achten und zu schätzen wissen, und sie nicht mißdeuten, oder überflüssig finden.

Angstl. Der Schullehrer und der Pfarrer haben Recht, daher will ich mich auf ihre Seite schlagen, und gescheider werden.

Schr. Geh' zu, und zahle brav mit den Gescheiden. Wie gesagt, bei mir wird Nichts daraus.

7. Das Maifest.

Es ist löblich und heilsam, daß die kleine und große Jugend fröhlich und munter erhalten werden; daher haben schon die Alten gewisse Feste und Lustbarkeiten im Jahre angeordnet. Unter diese Anordnungen gehört auch das Maifest, welches jetzt in vielen Orten eingeführt wird. Diese Zeit ist auch die passendste; denn wer sollte sich nicht da seines Lebens freuen, wo die ganze Natur in jugendlicher Blüthe prangt? Jeder weise und menschenfreundliche Guts- und Pfarrherr wird diese Gelegenheit benützen, um diese Freude zu regeln und selbst nützlich zu machen. So werden sie veranstalten, daß das Maifest mit einem feierlichen Gottesdienste begonnen, alle Talente und Fähigkeiten der Jugend zum anständigen Vergnügen benützt, und in Allem Maaß und Ziel beobachtet werde. Wem soll ein feierlicher Zug von Knaben und Mädchen nicht gefallen, welche in festlichen Kleidern in die Kirche gehen, um da Gott zu danken für die Freuden, die ihnen heute die Natur und ihre Vorgesetzten verschaffen werden? Wer, wenn er anders ein Jugendfreund ist, wird nicht gerne die fröhliche Jugend unter Gesang und Klang auf den Spielplatz begleiten, und ihr harmloses und unschuldiges Spiel ansehen? Ja, bei diesem Zuschauen wird der alte, verschrumpfte Mensch wieder auf ein paar Stunden jung und fröhlich. Und Alt und Jung

wird seinen Gönnern, die ein solches Jugendfest veranstalteten, mit mehr Liebe und Achtung zugethan seyn. Kurz, derlei Jugendfeste können sehr viel zur moralischen Bildung beitragen.

Die größere Jugend setzt gewöhnlich am ersten Maitage einen schön geschmückten Baum, aber es wäre zu wünschen, daß an manchen Orten eine Art Beaufsichtigung dabei geschähe. Daher soll nicht gestattet werden, daß dergleichen Bäume zur Nachtzeit und an verschiedenen Orten aufgestellt werden. Nächtliche Zusammenkünfte sollen so wenig, als möglich, geduldet, und alles Wilde (Bachantische) untersagt werden. Das Maibaumsetzen soll auch erst nach einem Frühgottesdienste geschehen. Die Bursche und Mädchen könnten ebenfalls feierliche Züge mit Musik und Gesang veranstalten, es könnten vor und nach dem Setzen des Maibaumes lustige Sprüche und selbst Tänze gemacht werden. Um diesen Festtag recht schön und lustig zu machen, dürften sich nur die besseren Burschen bei ihrer Gutsherrschaft oder bei ihrem Pfarrer benehmen, und gewiß werdeu sie auf alle mögliche Weise unterstützt werden, daß sie um ihr Geld, das sie dafür ausgeben wollen, eine rechte Freude haben.

Aber ein wahrer Mißbrauch und ein Zankapfel ist die Gewohnheit mancher Ortschaften, wo am ersten Maitage die Maibäume nur den Begünstigten gesetzt werden, z. B. einer schönen Wirths- oder Bauerntochter. Solche Auszeichnungen geschehen

selten mit reinen Absichten; und welche Unfüge und Ausschweifungen finden statt, da diese Bäume zur Nachtszeit ohne Wissen der Betheiligten gesetzt werden. Aber wie kann wohl eine solche Gewohnheit abgestellt werden? Der Pfarrer kann das freilich nicht, aber die Herrschafts- und Landgerichte können es, die für alles Unordentliche und Sittenlose verantwortlich sind. Diese können auf diese Weise aus getheilten und unerlaubten Vergnügungen allgemeine und ehrbare machen, womit sie sich große Verdienste um das leibliche und geistige Wohl einer Gemeinde erwerben können. Nur so könnten die Maifeste für die kleine und große Jugend angenehm und nützlich werden. Doch wäre noch zu bemerken, daß, um die Reize dieses Maifestes nicht abzustumpfen, nur alle drei Jahre der Maibaum gesetzt, und in dem Jahre, in welchem der Maibaum gesetzt wurde, für die Schuljugend kein Maifest gehalten werden sollte. So gebe es eine Abwechslung, welche das Vergnügen bei Jung und Alt immer frisch erhalten würde.

8. Der Pater Langsam.

Randelweberin. Wo fährt denn der Schreierbauer noch hin; ich glaube, er will gar ackern. Jetzt um diese Zeit noch ackern!

Pritscherin. Er muß wohl, wenn er noch Etwas bekommen will. Gleich vor und nach Ostern

hat er keine Zeit gehabt, da mußte er spielen, saufen, und dann krank im Bette liegen.

Steinin. Da hätte er seine Buben dazu treiben sollen.

Pr. Diese sind die rechten, die machen's dem Vater nach, und werden ihn in der Lüderlichkeit bald übertreffen. Der Hiesel und Kaspar wären groß und stark genug, daß sie sich um die Wirthschaft annehmen könnten. Aber wo kein guter Hausvater ist, da ist auch eine schlechte Hausordnung. Ist der Vater fast die ganze Woche nicht zu Hause gewesen, so waren es auch seine Söhne nicht. Diese haben keine Zeit vor lauter Kammerfenstergehen.

Janklin. Wie er daher geht neben seinem Rosse; man meint, er hätte sich schon genug gearbeitet; so matt und faul schlendert er daher, daß man ihm's ansieht, er ist der Pater Langsam.

Kölblin. So ist es mit all seinem Geschäfte; er ist gewiß immer der Letzte. Wenn Alle ausgebaut haben, so hat der Schreier nicht ausgebaut; wenn Alle ihr Heu und Grummet haben, so hat der Schreier noch keines; wenn Alle geärntet und schon gedroschen haben, so hat der Schreier noch nicht geärntet und gedroschen; kurz, er ist überall hinten daran.

Rieplin. Aber wenn man ihn sprechen hört, so ist keiner gescheider und flinker als er. Wer ihn reden oder vielmehr schreien hört, und ihn nicht

kennt, der möchte meinen, was er für ein vornehmer Bauer ist.

Pr. Ja wahrhaftig, er heißt nicht umsonst Schreier; mit dem Maul reißt er Alles zusammen, aber mit den Händen will er Nichts anpacken.

Nw. Ebenso auch seine Söhne, die das leibhafteste Porträt sind.

Angstlin. Ich will sehen, wie es bei dieser Wirthschaft noch geht.

K. Immer rückwärts wie bei einem Krebsen, bis er hineinpatscht, daß ihm das Wasser in's Maul läuft.

St. Himmel! wenn's mein Mann so, wie der Schreier machte, ich ließe mich auf der Stelle scheiden, damit ich nicht mit ihm verderben dürfte.

Sch. Ja, sagt mir doch, meine Weiber! wie kam es mit dem Schreier so weit? Er ist doch Anfangs auch ordentlich gewesen.

Pr. Sein Spielen und Saufen haben ihn zu einem Lumpen gemacht.

Sch. Sein Weib dauert mich doch.

Pr. Mich nicht, weil sie selber mitgeholfen hat, daß der Mann lüderlich werden mußte.

Z. Ja, weißt, du denn nicht, Schattlin! was sie sich Alles eingebildet hat? wie sie einhergestiegen ist, fast wie eine Bräuin? wie sie und ihr Mann gelebt haben? Das Großmachen und Herumvagieren gewöhnte sich mein Schreier schön an, das Geld ging haufenweis hinaus, und man ver-

gaß dabei das Arbeiten. Jetzt wollte er mit Spielen das Vergeudete hereinbringen, und mit Saufen sein selbstzugezogenes Elend vergessen.

Pr. Ich könnte euch noch mehrere Stückchen von diesem Prahler und Schlemmer erzählen; aber ich muß jetzt heim. Nachbarinnen, wenn wir wieder Mal zusammen kommen, dann erzähle ich euch Geschichten, daß euch die Haare zu Berge stehen möchten.

Kölblin. Ich weiß auch ein paar.

Sch. Nun, da werde ich mir genug hören können.

9. Vom Nutzen der Schule.

Schullehrer. Hochwürden Herr Pfarrer! gerade komme ich von einem bösen Weibe her; Sie kennen schon die Martergörglin, die eine Schul- und Lehrerfeindin ist.

Pfarrer. Da werde ich wieder etwas Schönes hören.

Sch. Ich sagte ihr, daß sie mir ihre Kinder fleißiger in die Schule schicken solle, wenn sie nicht neuerdings und noch strenger bestraft werden wolle. Jetzt sollen Sie das Weib gesehen und gehört haben! Wie eine Furie fiel sie über mich her, daß ich fast meinte, sie wolle mich anpacken und zerreißen. Dabei stieß sie einen Qualm Schimpf- und Schmähworte aus, als hagelte es; unter Anderem

aber ärgerte ich mich besonders, daß sie mich einen Gemeindefresser und Leutverklager schimpfte, und auf die Schule schmähte, die für Nichts gut sey, als daß die Kinder nur das Faullenzen und Windmachen lernten. Ich weiß, Herr Pfarrer! daß in unserem Orte mehrere solche böse Menschen sind, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Schullehrer und die Schule recht verdächtig und nach ihrem satanischen Wunsche unwirksam zu machen. Es sind freilich nur Etliche, welche dieses saubere Geschäft treiben; aber sie können doch noch schaden genug, wenn ihnen nicht das Maul verstopft wird.

Pf. Herr Lehrer! beruhigen Sie sich, Sie und die Schule sollen gleich am künftigen Sonntage öffentlich in der Kirche gerechtfertigt werden.

(Nach der Homilie wurde Nachstehendes vorgetragen:)

Meine Aeltern! Es gibt nicht bloß hier, sondern an vielen anderen Orten Leute, die noch zu wenig den Nutzen einer Schule kennen. Sie betrachten sie nicht mehr als eine gewöhnliche Werkstätte, wo die Religion, das Lesen, Schreiben und Rechnen, wie ein Handwerk gelehrt werden; daher achten sie den Schullehrer meistens nicht mehr, als man einen Schneider oder Schuster achtet, der Lehrbuben unterrichtet. Aber, meine lieben Leute! ein Schullehrer ist doch immer mehr als ein Schneider- und Schuhmachermeister. Er muß heutzutage ein sehr gebildeter Mann seyn, und Vieles leisten können. Der Schullehrer ist nicht ein bloßer

Abrichter zu irgend einer Kunst, sondern auch ein Menschenerzieher. Und ihr habet der Schule mehr als Lesen- und Schreibenlernen zu verdanken. Damit ihr nun, meine lieben Leute! die Sache recht einsehen möget, will ich sie euch so begreiflich als möglich machen. Ich führe euch die Kinder vor, wie sie vom sechsten Jahre an in der Schule erscheinen, sich da aufführen, und was aus ihnen wird. Aus der ganzen Geschichte müsset ihr dann selbst urtheilen und schließen, ob ich recht habe, wenn ich behaupte:

„Erst die Schule muß meistens die Kinder erziehen."

Stellet euch vor, ein sechsjähriges Kind wird in die Schule gebracht. Da sollet ihr sehen, wie leutscheu es noch ist. Es traut sich kaum aufzublicken, ja fast kaum zu athmen, geschweige sich zu rühren. Mit dieser Leutscheue verbindet es eine Art Verstellung, die bald weicht, wenn es merkt, daß der Schullehrer nicht hinter seinem Rücken ist. Diese einfältige Scheu und die schädliche Verstellung muß gleich der Schullehrer dem Kinde abgewöhnen, weil solche Leute Nichts taugen. Redet nun der Schullehrer das Kind noch so freundlich an, so verbirgt es mit den Händchen das Gesicht, und fängt gewöhnlich zu weinen an, welches bei allen verhätschelten Kindern der Fall ist, die sich von niemand Fremdem ansehen und an-

reden lassen. Diese übertriebene Empfindlichkeit muß auch der Schullehrer abgewöhnen. Das Kind bekommt bald lange Weile und Heimwehe, welches aber nicht lange dauert, wenn es nur einmal die Leutscheue und die Zerstreutheit abgelegt hat. Jetzt hat der Schullehrer seine Mühe, dem Kinde die Aufmerksamkeit und Folgsamkeit anzugewöhnen. Dabei werden sich gleich Verstocktheit und Unartigkeiten zeigen. Befiehlt der Schullehrer Etwas, so wird es nicht gleich geschehen: und befiehlt er es öfters, dann wird das Kind sich stutzig und grob zeigen. Sobald es kecker geworden, wird es nicht artig und ruhig dasitzen wollen, sondern gerne eine Stellung annehmen, wie man sprichwörtlich sagt: „Wie der rohe Bauer im Wirthause." Jetzt gehen während des Unterrichtes die Neckereien gegen Mitschüler und die Spielsucht an. „Herr Lehrer!" wird dort und da geschrien, „der oder die hat mich gezupft, gebeutelt &c." Anstatt aufzumerken, wird das Kind lieber spielen, schwätzen und Possen treiben wollen. Da muß der Schullehrer alle seine fünf Sinne bei einander haben, damit er gleich jeden Unfug bemerkt, ahndet und abstellt. Nichts Lieberes als naschen möchte das Kind, weil es schon vom Hause aus mit einer Tasche voll versehen ist, gerade als wenn das Kind während der paar Stunden verhungern müßte. Die Eß- und Spielwaaren verleiten andere Kinder selbst

leicht zu Täuschlereien und Diebereien. Das Alles wird ein ordentlicher Schullehrer nicht dulden, sondern eher, wenn die Kinder nicht folgen wollen, ihre Taschen und Bücher visitiren, und ihnen die Eß- und Spielwaaren wegnehmen. Wird ein Kind auf etwas Unrechtes ertappt, so lügt es gerne. Das hat es meistens schon zu Hause gewöhnt, weil es da viel Lügen hört. Wird ein Kind gestraft, so kann man wenigstens von Neulingen sehen, daß sie eine Freude an den Verweisen und Strafen anderer Kinder haben. Diese Schadenfreude muß gleich verleidet werden, damit nicht Lieblosigkeit und Hartherzigkeit Wurzel fassen. Schwätzereien und Verläumdungssucht kommen Anfangs häufig in einer Schule vor. Diese Untugenden müssen gleich bei ihrem ersten Erscheinen unterdrückt werden. Der Schullehrer muß auf dergleichen Sachen nicht achten. Aber wie unflättig erscheint oft Anfangs ein Schulkind! Gesicht und Kopf sind manchmal kaum zu kennen vor lauter Schmutz und Unordnung. Die Kleider hängen ihm oft am Leibe wie an einer Vogelscheuche. Es räuspert, schnäuzt und gibt hinten und vorne Laute, die Einem, der wenig delikat ist, leicht übel machen. Diese Unflättigkeit darf bei keinem Schulkinde geduldet werden. Und so zeigen sich bei den Schulrekruten Mängel und Fehler den Dutzenden nach, welche die Aeltern gar nicht merken und ahnden, weil sie selbe oft selbst

alle haben. Der Schullehrer muß nun aus einem leutscheuen einen offenen, aus einem verschmitzten — einen geraden und ehrlichen, aus einem zu empfindlichen — einen abgehärteten, aus einem Müssiggänger — einen arbeitsamen, aus einem Mutterkinderl — einen gesetzten, aus einem unaufmerksamen — einen aufmerksamen, aus einem ungehorsamen — einen gehorsamen, aus einem Starrkopfe — einen nachgiebigen, aus einem unartigen und groben — einen artigen und feinen, aus einem Neckerer und Quäler — einen leutseligen, aus einem Spieler und Tändler — einen ernsthaften, aus einem Näscher und Fresser — einen enthalt- und genügsamen, aus einem Lügner und Diebe — einen wahrhaften und redlichen, aus einem Schadenfrohen — einen mitleidigen, aus einem Verläumder und Ehrabschneider — einen rechtlichen, aus einem Schwätzer einen verschwiegenen, und aus einem Schweinpelze — erst einen reinlichen Menschen machen; überhaupt muß der Schullehrer erst die verzogenen und entarteten Kinder zu brave und taugliche Menschen machen.

Nicht wahr, meine Aeltern! das hättet ihr Alles nicht vermuthet, was eure Kinder in der Schule lernen?

Die Kinderzucht hat noch kein Ende. Sie muß bei den erwachsenen Kindern fortgesetzt werden, weil immer die angebornen und angewöhnten Fehler sich

wieder geltend machen wollen, ja mit dem zunehmenden Alter stärker werden. Da tritt nun der Schulmeister mit dem Zauberstabe auf, und schlägt den damit, wer, nach Verordnung der heil. Schrift des Herrn Willen weiß, aber nicht befolgt. O das Schulstaberl hat schon viele böse Geister ausgetrieben, womit einige Kinder besessen waren! Ich sage: „Ohne Staberl oder Ruthe lasse sich gar keine Schule mehr halten," mögen die Philantropen oder Menschenrechtler dagegen einwenden, was sie wollen. Kinder sind auch Menschen, und zwar junge, die noch zu brauchbare Menschen erzogen werden müssen. Und Menschen, sie mögen jung oder alt seyn, brauchen Zucht, sonst wäre das Sprüchwort nicht wahr: „Wo Zucht, da Ordnung!"

Die Zucht geht dann von der Werk- auf die Feiertagsschule über, und sie muß immer ernster und strenger werden, mit je größeren Schülern der Schullehrer zu thun hat. Auch sogar bei den Mädchen muß sie gehandhabt werden, und der Schullehrer darf gegen sie nicht zu nachsichtig und weichherzig seyn. Bei den Feiertagsschülerinnen muß er besonders gegen Putz- und Tanzsucht eifern, die sich bei dieser Gattung Schüler als fast eine zweite Natur äußert. Uebertriebene Ziererei und standeswidrige Prachtkleider muß er ahnden, wie auch die übertriebene Tanzlust mäßigen. Nun, da sind die bestehenden Gesetze

dafür, welche allen Feiertagschülerinnen ohnehin den Besuch der Wirthshäuser und Tanzplätze verbieten. Bei prunk- und tanzlustigen Mädchen bricht gar gerne die Frechheit los, weil eine Solche sich immer vor andern Leuten auszeichnen will. Diese Frechheit in Mienen, Geberden und Kleidern muß in Schamhaftigkeit und Demuth umgewandelt werden, wenn nicht eine Modedirne oder schändliche Hure daraus werden soll. Viele Mädchen scheinen oft sehr fromm und eingezogen, so lange sie unter Aufsicht stehen; aber wenn sie sich allein oder unter ihres Gleichen wissen, so werden Sachen geplaudert und gethan, daß man staunen möchte. Solche treiben oft lange eine Verstellung, die selten mehr zu heilen ist. Darunter zähle ich auch die Betschwesterei und Wohldienerei. Das sind lauter Fehler und Krankheiten der Seele, wovon die armen Geschöpfe bei Zeiten geheilt werden sollen, wenn man von ihnen noch etwas Gutes erwarten will.

Nun, meine Aeltern! wenn die Mädchen schon mit so auffallenden Fehlern behaftet sind, könnet ihr euch wohl denken, daß die Feiertagschüler keine Engel sind. O Gott! wären sie nur gutwillige Menschen, dann könnte doch noch aus ihnen etwas Gescheides werden. Aber so höret nur den nächstbesten Schullehrer von seinen Feiertagsschülern sprechen. Ich wette: Im ganze Lande Bayern sind

nicht drei, welche die Feiertagsschüler im Allgemeinen loben können. Warum? hört nur!

Die meisten Schullehrer werden euch vorklagen, daß es mit den Feiertagschülern arg ist; denn viele, noch Bürscheln, sind schon dem übermäßigen Trunke und der Spielsucht ergeben; viele behandeln ihre Aeltern sklavisch, so daß sie selbe zwar noch nicht schlagen; aber Anderes geschieht schon genug. Und werden sie ein wenig kecker, so werden auch die Aeltern thätlich mißhandelt, wovon es genug Beispiele giebt. Unkeusches Gezeug wird ungescheut von den Feiertagsschülern gesprochen und gesungen. Es dauert nicht lange, und mein Bursche hurt und schwächt Mädchen, daß die Aeltern verzweifeln möchten. Betrogen und gelogen wird jetzt unter den Burschen so stark, daß sie sich damit groß machen. Muthwillen, Possentreiben und Spötteleien gehören zu ihren Unterhaltungen. Mit der Arbeit strengt sich ein Bürschl nicht viel mehr an, damit er keinen Leibschaden bekommt. Vergnügen, erlaubte und unerlaubte, können jetzt für die jungen Leute nicht mehr viele genug seyn. Zanken und raufen muß ein Bursche, wenn er anders Haar ober den Zähnen und Schneid hat. Und Zank und Streit fängt man ja deßwegen an, daß man brav zuschlagen kann. Wenn es auch blaue Flecke und Beulen bei ihm oder Anderen absetzt, thut Nichts; auf Ein Auge, auf Einen Zahn, auf Einen Finger ꝛc. ꝛc.

kommt es nicht an. Und erschlägt oder ersticht man Einen, so sagt man: „Ich habe es nicht gerne gethan!“ — Jeder Bursche muß jetzt bei Nacht zum Kammerfenster gehen, wenn er nicht ein Scheinheiliger geschimpft werden will. Und daß man bei Anderen gefürchtet werde, muß man sich in seinen Geberden und in seiner Kleidertracht recht martialisch benehmen. Toll- und Verwegenheit zeigt Herzhaftigkeit und Muth. Leichtsinn und Verschwendung gehören zu den jugendlichen Streichen. Tüchtig sakramentiren ist so weit nicht gefehlt, wenn man es sich angewöhnt hat. So und solche Sachen können euch die Schullehrer von den Feiertagsschülern erzählen. Von allen diesen groben Fehlern und Lastern wollen brave Schullehrer ihre Schüler bewahren, oder sie ihnen abgewöhnen.

Sehet, meine Aeltern! was Alles die Schulpflichtigen vom sechsten bis zum zwanzigsten Jahre in der Schule lernen. Und was eifrige Seelsorger als Lokal-Schulinspektoren thun, will ich euch gar nicht vorhalten. Das sagen euch die Schullehrer Alles, die mit Augen und Ohren sich von dem Eifer und dem guten Willen ihrer Vorstände genug überzeugen; denn sie wissen die edlen Absichten und Aufopferungen wahrer Seelsorger weit besser zu schätzen und zu benützen.

Wer nun dieses gehört hat, der komme, und schmähe noch gegen Schule, Lehrer und Geistliche!

Unmöglich kann er dieses mehr, und Aeltern schon gar nimmer, die jetzt erfahren haben, daß ihre Kinder in der Schule besser gehalten und erzogen werden, als zu Hause. Nimmer wird ein Solcher gegen geistliche und weltliche Obrigkeiten klagen, oder sich gar widersetzen, weil er sich nun überzeugen konnte, daß sie oft bessere Väter und Mütter sind, als sie selber. Wenn nun eure Kinder mit Leib und Seele versorgt, und wenn sie da zu brauchbare Menschen und gute Christen erzogen werden, ist nicht Sünde und Schade, wenn noch die armen Kinder vom Schulbesuche abgehalten werden? — Nein, das wird dahier wenigstens nicht geschehen, wo so viel für das Wohl der Kinder gesprochen und gethan wird.

(Diese Rede wirkte so viel, daß die Schmäher verstummten, und die Schule fleißiger besucht wurde.)

10. Vom Aderlassen im Mai.

Schreier. Geht's Doktor! thut's mir zur Ader lassen.

Arzt. Warum denn?

Schr. Erstens, weil wir wieder den Mai haben, und ich mich allzeit um diese Zeit zur Ader gelassen habe; zweitens fühle ich mich schon lange nimmer wohl. Ich kann nicht recht schlafen, und habe keinen Appetit.

A. (fühlt ihm den Puls). Mein Lieber! du brauchst

dir nicht zur Ader zu lassen. Das Beste ist, welches ich dir rathen kann, daß du mehr Wasser als Bier trinkest. Folgst du mir, dann wirst wieder schlafen und essen können.

Schr. Ja wisset, daß ich mich alle Jahre zur Ader gelassen habe. Wenn ich es nun heuer unterlasse, so kann ich mir leicht eine schwere Krankheit zuziehen. Euer Vorfahrer, der alte Baderhannes, hat immer gesagt: Ein Luftlassel schadet nicht. Warum wollet ihr mich nicht zur Ader lassen?

A. Weil du es nicht brauchest. Und ich muß dir's gleich sagen: Wenn du dich noch öfters zur Ader lassest, und du deinen unordentlichen Lebenswandel nicht aufhörst, ziehest du dir bei Zeiten die Wassersucht zu. Wenn dir also dein Leben lieb ist, so lasse dir nicht mehr zur Ader, und werde besonders im Trunke mäßiger, und arbeite fleißiger.

Schr. Das hat mir der Baderhannes nicht gesagt, sondern sich schon gefreut, wenn ich mich um ein Zwölferl zur Ader ließ.

A. Ich will Nichts über meinen Vorfahrer sagen, weil ich ihn nicht kannte. Jetzt bin ich dahier Arzt, und ich handle nach meinem Wissen und Gewissen, ohne auf einfältige Leute zu merken. Merke dir's und sage es deinen Spießbrüdern, daß ich Niemanden zur Ader lasse, außer er bedarf es; es mag dann der Mai oder Jäner, der abnehmende oder wachsende Mond seyn.

Schr. Nun, nun, ich habe geglaubt, das Zwölferl hättet ihr leicht verdienen können, wenn ihr mir zur Ader gelassen hättet, und mir besser geworden wäre, wie es sonst immer der Fall war.

A. Ich glaube es auch, daß dir eine Zeitlang besser war, so lange du Diät beobachtet hast. Geh' nur zu, mit dir kann ich Nichts anfangen, als nur wiederholen, daß du meinen Rath befolgest.

Schnurrer. Nu, Schreier! wo kommst her?

Schr. Stante pede vom Bader.

Schn. Hast dir wieder zur Ader gelassen?

Schr. Wollen, aber ich bin anpumpt. Anstatt mich zur Ader zu lassen, hat er mir ein Langes und Breites vorgeschwätzt, und das Biertrinken verboten.

Schn. Das muß mir ein sauberer Doktor seyn, der die Maikur nicht kennt und zuläßt.

Schr. Das meine ich auch, daß hinter dem nicht viel seyn muß.

Schn. Ich habe mein Lebtag gehört, es kommt nichts Besseres nach.

Schr. Der wird darein schauen, wenn er die Leute fortschickt, ohne mit ihnen Etwas anzufangen; der kann noch zuletzt Wassersuppen fressen müssen. Unser Hannes Seliger, der hat sich im Monat Mai wenigstens vierzig bis fünfzig Gulden mit dem Aderlassen allein verdient, ohne die Brechmittel und Pulverln zu rechnen, die er den Leuten auf ihr

Verlangen hergegeben hatte. Der wird's schon sehen, wie weit er mit seiner neuen Doktorei kommt.

Schn. Was thust jetzt?

Schr. Hast du gemeint, ich folge dem jungen Lecker; ich gehe zum Hubersepp, der Etwas vom Viehkuriren versteht. Ich wette, der giebt mir einen besseren Rath und wirksamere Mittel. Dieß sind mir schon die rechten Doktoren, die keine Aderlässen und keine Pulver gebrauchen wollen. Aber die Narren schaden sich selber, weil sie sich Nichts verdienen wollen, da sie es doch so leicht könnten. Behüt' dich Gott, ich gehe jetzt zum Hubersepp.

11. Vom blauen Montage.

(Im Wirthshause singen die Schneider und Schuster:)

Blau Montag ist ein altes Recht
Für alle flotten Handwerksleut';
Wer ihn mit Fleiß abschaffen möcht',
Der nähme unser größte Freud'.

Mag heut' die Welt sich rühr'n d'rauf los,
Wir seh'n und hören all das nicht;
Wir trinken lieber wacker los,
Und scheeren um die Welt uns nicht.

D'rum lustig, trinket Mann für Mann,
Laßt kreisen hurtig Krug und Glas,
Und saufet den blau Montag an;
Das giebt uns Allen frohen Spaß.

Reisender. Herr Wirth! ist heute dahier Feiertag, weil so viele Leute mit einander zechen?

W. Nein, sondern sie halten den blau Montag.

R. Ist das hier erlaubt?

W. Wohl nicht, aber bei uns wird nicht viel darauf gesehen. Höchstens, wenn sie einen Gens-d'arme vermuthen, lassen sie sich nicht sehen, bis er wieder aus dem Dorfe ist.

R. Ich möchte doch wissen, woher wohl dieser Mißbrauch entstanden seyn mag.

W. So viel ich mir habe erzählen lassen, so soll der blau Montag ein Entschädigungstag für diejenigen Handwerker seyn, die gewöhnlich bis in den Sonntag hinein arbeiten müssen, z. B. für die Schneider und Schuster, die sich auch deßwegen ein Recht daraus machen wollen, und vermuthlich den blau Montag am ersten eingeführt haben.

R. Aber warum sagt man denn blau Montag?

W. Darüber kann ich Ihnen keinen Bescheid geben.

R. Daß aber die Meister auch daran Theil nehmen, das gefällt mir nicht. Diese sollten doch das Verbot besser achten; dann könnte man es den Gesellen auch besser lehren. Aber so heißt es gewöhnlich: Ist der Meister auch dabei!

W. Es ist halt so, was will man machen?

R. Es dürfte aber nicht so seyn. Gingen nur die Meister mit gutem Beispiele voraus. Erstens sollten sie an Sonntagen nimmer arbeiten lassen.

Zweitens soll der Meister selber keinen blau Montag machen. Und drittens soll er auch mit Ernst seine Gesellen an diesem Tage zum Arbeiten anhalten. Für einen Handwerksburschen ist es sehr gefährlich, wenn er zwei oder drei Tage nicht arbeitet, und sich dem Trunke und anderen Ausschweifungen hingiebt. Daher ist das Verbot nicht umsonst. Es ist nicht deßwegen gemacht worden, um den Handwerkern ihre Freiheit zu nehmen, sondern um sie in den Schranken der Ordnung und Ehrbarkeit zu erhalten. Um solchem Unfug zu steuern, könnte es gar nicht schaden, wenn der Ortspfarrer dann und wann eine Bemerkung machte, daß nämlich das Blaumontaghalten gegen göttliche und weltliche Gesetze ist, und eher vom Teufel herstamme, der immer trachtet, die Menschen vom Guten abwendig zu machen.

W. Unser Herr Pfarrer hat schon einige Male davon gesprochen; aber da wurde gelärmt, als wenn er in ein Wespennest gestochen hätte.

R. Thut Nichts; ein wackerer Seelsorger wird sich nicht durch dergleichen Widersprüche und Auflehnungen einschüchtern lassen, sondern er wird das leibliche und geistige Wohl mehr achten, als alle üblen Gewohnheiten, mögen sie auch uralt seyn.

W. Ich weiß nicht, ob so ein alter Brauch, wie der blau Montag noch abgestellt werden kann.

R. O gar leicht, wenn nur die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten Hand in Hand die Mißbräuche

auszurotten suchen. Aber die geistliche Obrigkeit darf es nicht an Belehrung ermangeln lassen, um die Fehlenden von der Schädlichkeit und Sündhaftigkeit ihrer Uebertretungen zu überzeugen; und die weltliche Obrigkeit darf nicht ermüden, den geistlichen Lehren, wenn sie dessen ungeachtet nicht befolgt werden, ernstlichen Nachdruck zu verschaffen. Sind schon viele Mißbräuche auf diese Weise abgestellt worden, so kann dieß auch bei dem Blaumontaghalten geschehen.

12. Die Impfung.

Schattlin. Aber Johann, ich habe keine kleine Sorge auf den künftigen Montag.

Badergesell (der ihren Mann rasirt). Warum?

Sch. Weil ich mein Kind zum Impfen bringen muß.

B. Da bist du nicht gescheid, wenn du dich deßwegen nur eine Minute lang kümmerst.

Sch. Aber man erzählt sich allerhand, z. B., daß die geimpften Kinder recht krank werden, und einige sogar sterben müssen. So hat mir gleich die Schreierbäuerin erzählt, daß sie mehrere Fälle weiß, wo die Kinder nach der Impfung keine gesunde Stunde mehr hatten. Wenn nun so Etwas meinem Kinde passirte, soll das Einem nicht kümmern?

B. Die Schreierbäuerin ist die rechte, die gerne aus Mücken Elephanten macht. Meine Schatilin!

merke nicht auf dergleichen Geplauder. Ich, der ich selber Chirurgie studire, ich kann dich davon besser unterrichten. Mit deinem Kinde, das schon drei Monate alt und kernfrisch ist, hat es gar keine Gefahr. In 14 Tagen ist Alles vorbei. Und nun bist du versichert, daß dein Kind nimmer die bösartigen Blattern bekommt, die früher viele Menschen dahingerafft, oder entstellt, oder verkrüppelt haben. Siehst jetzt mehr so viele blatternarbige Leute, oder hörst mehr, daß wegen Blattern ein Kind erblindet oder gehörlos geworden sey? Daher muß man die Impfung als eine wohlthätige Anstalt betrachten, und nicht dagegen ohne allen Grund schimpfen.

Sch. Aber sagt mir doch, Johann, wie reimt sich dieß mit der Bewahrung vor Blattern, da sie nicht selten Leute bekommen, die schon geimpft waren?

B. Das läßt sich aus vielen Ursachen erklären. Entweder sind diese nie recht geimpft worden, oder es hatte die Impfung bei ihnen keinen rechten Erfolg gehabt. Daher müssen diese nochmal geimpft werden. Aber dann dürfen solche die Blatterseuche nimmer fürchten, weil sie bei ihnen nie bösartig und tödlich werden kann.

Sch. Ja, können große Leute auch noch geimpft werden? schadet es ihnen nicht?

B. Nein, sage ich; sonst würde man es nicht anrathen. Wenn nur die Leute mehr Zutrauen zu den Aerzten hätten, es würde wenigere Unfälle

geben! Hast du je gesehen, daß ein kränkliches oder schwächliches Kind geimpft wurde? Gewiß nicht. Also dürfen Aeltern gar keine Sorge tragen, ihr Kind zum Impfen zu bringen. Der Impfungsarzt wird gewiß immer das Beste thun.

13. Ueber den Wirthshausbesuch der Schulpflichtigen.

Als der Pfarrer erfuhr, daß über das erneuerte Verbot des Wirthshausbesuches der Schulpflichtigen ein entsetzlicher Lärmen in seiner Gemeinde entstand, fand er es für nöthig, gleich nächsten Sonntag öffentlich in der Kirche nach der Homilie folgenden Vortag zu halten.

Auf das erst vom Gemeindevorsteher verkündigte Verbot des Wirthshausbesuches der Schulpflichtigen haben sich in meiner Gemeinde allerlei Klagen erhoben. Von den Wirthen und Schulpflichtigen wundern mich nicht diese Klagen, aber desto mehr von den Aeltern, die sich sogar ihre ungehorsamen Kinder in Schutz zu nehmen, und selbe zu vertheidigen getrauen. In meinen Ohren habe ich derlei Gegenreden vernehmen müssen, z. B.: „Dürfen „unsere Kinder gar keine Freude mehr haben! Was „geht es dem Könige an, wenn ich meinen Buben „im Wirthshause eine Maaß Bier trinken lasse? „Sind denn die Wirthshäuser gar so schlecht, daß „man den Kindern deren Besuch verbietet? Wenn

„dieß ist, so soll man gleich alle Wirthshäuser
„sperren. Ich bin auch in meiner Jugend ins
„Wirthshaus gegangen, worüber sich kein Mensch
„aufgehalten hatte, und weßwegen ich nicht verdor-
„ben worden bin. Warum macht man gerade jetzt
„so viel Lärm daraus? Sollen sich meine Buben
„oder Mädel einhäuseln lassen? u. s. w." Damit
aber in Zukunft ein solches Gerede aufhöre, und
das einmal bestehende Gesetz geachtet und befolgt
werde zum Heile der Kinder und Aeltern, will ich
euch heute die traurigen Folgen angeben, die sich
oft wegen des zu frühzeitigen Wirthshausbesuches
ereignet haben.

Ihr wisset Alle, daß ein Wirthshaus keine
Kirche ist, und da verschiedene Menschen zusammen
kommen. In der Kirche dürfen die bösen Menschen
wenigstens sich nicht so ungescheut und ungeahndet
äußern wie im Wirthshause, weil da Jeder um
sein Geld sich rühren will, wie es ihm beliebt.
Ich frage: Was sieht und hört man oft im Wirths-
hause? Nicht wahr? nicht immer lauter schöne
und gute Sachen. Der Eine ist oft sternhagelvoll,
und sagt und thut Dummheiten und die größten
Aergernisse, woran selbst die vernünftigen Erwach-
sene keine Freude haben. An irgend einem Tische
wird gespielt. Da sitzen selten alle Spieler ruhig
beisammen. Einer flucht wie ein Heide, ein Zwei-
ter jammert wie ein altes Weib, ein Dritter schimpft
seinen einfältigen Nachbar, ein Vierter betrügt, daß

man es mit Augen sehen und mit Händen greifen kann. Schadenfreude, Neid, Rache und Feindschaft, und was für Gespenster noch, sitzen auch gewöhnlich mit an dem Spieltische. Junge Bursche reden und singen Sachen, worüber oft der Frechste schamroth werden möchte. Ueber geistliche und weltliche Obrigkeit schimpfen, ist im Wirthshause die meiste Unterhaltung. Es werden oft da komplottmäßig Raufereien, Verletzungen, Diebereien ausgemacht, und auch in der That ausgeführt. Und was geschieht erst auf den Tanzböden? Daß nicht Hurereien bei helllichtem Tage und vor allen Leuten geschehen, ist noch das Einzige; sonst aber kann man genug Schamloses und Aergerliches sehen und hören. Manches Wirthshaus gleicht oft einer Hölle, wo alle Lasterhaften beisammen sind.

Jetzt frage ich: Thun der König und der Bischof, wie ihre Stellvertreter, die geistlichen und weltlichen Beamten den Aeltern und Kindern Unrecht und Wehe, wenn sie der schulpflichtigen Jugend das Wirthshaus verbieten? Sollen die Kinder schon frühzeitig Augen- und Ohrenzeugen alles Schlechten werden, und so sich nach und nach selbst alles Schlechte angewöhnen? Hat nicht oft der standhafteste Mann zu thun, daß er nicht im Wirthshause verdorben werde, geschweige der junge Mensch, der für Alles so empfänglich ist? Ist dieses Verbot nicht eher ein Schutzmittel vor zu früher Verführung? Selbst allen Studirenden, allen Geistlichen

ist der tägliche Wirthshausbesuch verboten, und auch allen Schullehrern in der Pfalz. Es ist schon ein altes Zunftgesetz, daß kein Lehrling, was immer für einer Profession, mit den Gesellen und Meistern das Wirthshaus besuchen darf. Also wurde nichts Neues und Rechtes verboten.

Beruhiget euch, meine Feiertagsschulpflichtigen! und folget willig diesem Verbote. Sehet, man meint es mit euch sehr gut. Ihr sollet nicht an Leib und Seele verdorben werden, was gar bald durch zu frühen Wirthshausbesuch geschehen kann, weil ihr noch zu unerfahren und leicht beweglich seyd. Ihr müsset erst an Geist und Körper gestärkt seyn, damit euch keine bösen Beispiele und Verführungen, die ihr noch häufig sehen werdet, und erleiden müsset, an Leib und Seele schaden. Ihr seyd deßwegen nicht unglücklich, wenn ihr noch kein Wirthshaus besuchen dürfet. Es giebt viele andere Vergnügungen außer dem Wirthshause. Murret nicht gegen geistliche und weltliche Obrigkeiten, wenn sie euch vom Wirthshausbesuche abhalten, oder euch beim öfteren Uebertretungsfalle strafen müssen. Füget euch willig in dieses Gesetz. Es ist ja zu eurem besten Heile für Leib und Seele gegeben. Denket, was die Obrigkeit befiehlt, ist Gottes Befehl, weil die Obrigkeit die Stelle Gottes vertritt. Also ist alles Murren und Uebertreten sündhaft und hie und dort strafbar. Lasset doch euch Etwas sagen, und folget nicht erst, wenn ihr

zuvor gestraft worden seyd. Nicht aus Zwang sollet ihr folgen, sondern aus Liebe und Freude, weil dieses Gesetz sehr heilsam ist.

Ich glaube, alle junge Leute, wie alle Anwesenden von der Schädlichkeit des zu frühen Wirthshausbesuches und von dem Nutzen dieses Verbotes hinlänglich überzeugt zu haben; nur möchte ich noch an die Altern, Dienstherrschaften und Vorsteher einige Bitten stellen.

Liebe Eltern! ich bitte euch, seyd doch ihr keine Gegner und Verhinderer dieses weisen und heilsamen Verbotes. Bedenket, es ist euren Kindern noch alle Mal früh genug, das Wirthshaus zu besuchen, wo sie vielen Gefahren des Leibes und der Seele ausgesetzt sind. Feindet nicht eure geistlichen und weltlichen Obrigkeiten an, wenn sie streng die Schulpflichtigen vom Wirthshausbesuche abhalten. Sie dienen damit euren Kindern mehr, als ihr es meinet, und im Stande seyd. Ihr seyd oft zu gut gegen eure Kinder, und erlaubt ihnen Sachen, die oft traurige Folgen euch und euren Kindern zuziehen. Mit diesem Verbote will man euren Kindern nicht alle Freuden nehmen. Man will sie nur so lange als möglich vor dem Bösen bewahren, und ihnen frühzeitig ein mäßiges, sittsames und ordentliches Leben angewöhnen. Ich bitte euch, trotzet nicht euren Vorgesetzten, und redet nicht selbst eure Kinder zur Uebertretung dieses Verbotes auf. Ihr würdet euch dadurch hier und dort eine schwere Ver-

antwortung zuziehen. Achtet und folget nur eurem Könige und Bischofe, die es mit euren Kindern herzlich gut meinen.

Ferner möchte ich alle Dienstherrschaften bitten, die schulpflichtige Dienstboten haben, selbe zur Achtung und Haltung dieses Gesetzes anzuhalten. Es soll euch nicht gleichgültig seyn, daß, wenn die Dienstboten nur an Werktagen ihre Schuldigkeit thun, sie die Feiertage nach ihrer Willkühr zubringen dürfen. Bedenket, daß ihr gleiche Verantwortung mit den Eltern habet, und wehe euch, wenn ihr Schuld seyd an dem Verderbnisse der euch untergebenen Dienstjugend. Mäßige, häusliche und sittsame Dienstboten werden euch gewiß lieber seyn, als trunk- und spielsüchtige, verschwenderische und lüderliche; denn mit den ersteren erlanget ihr mehr Glück und Segen. Duldet also nicht mehr bei euren schulpflichtigen Dienstboten den willkührlichen Wirthshausbesuch. Haltet sie vielmehr strenger zu allen ihren Pflichten an. Dann Heil euch und den Eurigen!

Endlich ein Wort an die Gemeindevorsteher. Gemäß eures Amtes seyd ihr verpflichtet, keinen Schulpflichtigen in Wirthshäusern und auf Tanz- und Spielplätzen dulden zu dürfen. Auf der Stelle müsset ihr die Ungehorsamen wegschaffen. Bildet euch nicht ein: „Es hat dieses Verbot so viel nicht „zu sagen; ich will mir keine Verdrusse machen, „und mich nicht verfeinden.“ Da wäret ihr schöne

Vorgesetzte, wenn ihr alles Krumme gerade seyn ließet, und bei allen Gesetzesübertretungen stumme Fische machet, oder selbst gleich gegen die bestehenden Gesetze handeln würdet. Wisset, ihr seyd das Auge und die Hände unseres Königs, der, weil Er nicht überall seyn kann, euch als seine Stellvertreter aufgestellt hatte. Was Er will, müsset ihr wollen und befolgen. Wenn dieses nicht geschähe, wäret ihr vor Gott und Welt verantwortlich, und neun Mal strafbarer als Andere. Jedes Gesetz, mag es vom Könige oder Bischofe herkommen, muß euch heilig seyn, und ihr müsset darauf sehen, daß es auch von Jedermann geachtet und befolgt werde. O thut nur eure Schuldigkeit, damit ihr Gott und der Welt wahrhaft dienen möget.

Jetzt habe ich Nichts mehr zu sagen. Ich bin der trostreichen Hoffnung, daß meine Worte, die heute an alle Schulpflichtige, Aeltern, Dienstherrschaften und Gemeindevorsteher gesprochen wurden, nicht vegebens gemacht worden sind, sondern so viel bewirkten, daß in Zukunft keine ähnliche Klagen und Strafen von Seite der Obrigkeiten und keine Gegnungen und Uebertretungen von Schufpflichtigen und Vorgesetzten geschehen. Erführe ich eine allgemeine gewissenhafte Pflichterfüllung, in den spätesten Jahren würde es mich freuen, und ihr könntet damit Gott, den König und alle eure Vorgesetzten am besten ehren und erfreuen. Amen!

11. Von den muthwilligen Prozessen.

Die Prozesse zwischen Bauern und Bauern sind häufige Anläße des Unfriedens, des Zankes, der Raufhändel, der Schadenfreude und des wechselseitigen Verderbens unter ihnen selbst; ja nicht selten erfolgen Mord und Tod.

Der Schreierbauer, auch unter dem Namen Prozeßhansl bekannt, hatte mit zwei Nachbaren beinahe sechs Jahre wegen eines Wiesenflecks gestritten, der, wie er zwar gehört hatte, aber doch nie recht beweisen konnte, einst zu seinem Hause gehört haben sollte. Da er sich aber Nichts reuen ließ, um den Fleck zu gewinnen, so nahm er sich einen Advokaten, und verstritt mehrere hundert Gulden, ohne mit seinem Rechte auf den streitigen Fleck weiter gekommen zu seyn, als er vor sechs Jahren gewesen war. Jetzt gingen ihm freilich die Augen auf, und er sah ein, daß er um jenes Geld den Fleck hätte zwei Mal kaufen können, wenn er das Anerbieten seiner Gegner gleich Anfangs angenommen, oder einen Vergleich mit ihnen eingegangen hätte. Er fühlte, wie ungerecht er gegen seine Nachbaren und gegen sich selbst gehandelt habe.

Ein anderer Bauer ließ sich von seinem streitsüchtigen Schullehrer verleiten, mit dem Nachbar einen Prozeß wegen eines Neubaues anzufangen, da die Sache wie schon geschlichtet war. Ohne daß der Eine vom Andern Etwas wußte, wollte

sich Jeder Rath beim Schullehrer erholen, der aber so unredlich war, Jeden in seinem vermeintlichen Rechte zu bestärken und gegen einander aufzuhetzen. Der Bauernadvokat, wie man den Schullehrer lieber nannte, wußte die Partheien drei Viertel Jahre lang hinzuhalten, und jeder das Recht weiszumachen, das ihm so Manches eintrug. Doch der Betrug kam an den Tag, und der Bauer und der Nachbar kratzten sich hinter die Ohren über ihr verlornes Geld und ihre verschwendete Zeit.

Ein Schmied, der einen Neubau aufführte, wäre bald von seinem Nachbar mit der Schaufel erschlagen worden, der den Bau mit aller Gewalt verhindern wollte. Alle Welt machte es dem Nachbarn begreiflich, daß er gegen den Schmied Nichts gewinne; aber er ließ sich Nichts sagen, und fing einen Prozeß an, der nicht zu seinen Gunsten ausfiel. Darüber erbittert, wollte er sich an dem Schmied persönlich rächen.

So giebt es gar viele Fälle, daß Prozeßsüchtige sich von Haus und Hof gestritten, endlich sich an den Bettelstab gebracht, oder gar aus Verzweiflung sich getödtet oder Andere umgebracht haben.

15. Von der Thierquälerei.

Man erzählt noch vom Sturmbauer, der den Spitznamen der Prügeler hat, daß er schon in seiner Jugend ein muthwilliger Raufer war. Da-

her floh ihn Jedermann. Wenn er nun keine Menschen fand, die er schlagen und plagen konnte, so suchte er Thiere auf, die er auf alle Weise quälte. So fing er Maikäfer, und schnellte ihnen die Köpfe ab, oder riß ihnen Flügel und Füße aus. Wenn er Mäuse erwischte, band er sie an den Füßen, und schlug mit ihnen so lange um sich Räder, bis sie todt waren. Konnte er Vögel bekommen, so rupfte er sie lebendig; den Hunden und Katzen hieb er Schweif und Ohren ab. Seine größte Lust war, die armen Thiere langsam zu schinden und zu martern. Diese abscheuliche Gemüthsart wuchs mit ihm auf. Und als er selbst eine Wirthschaft antrat, führte er mit seinen Ochsen und Pferden das strengste Regiment.

Wenn er Ochsen erst zum Zuge abrichtete, fing er allemal die Lehrstunde mit Fluchen und Schlagen an. Allein sie wurden gewöhnlich noch unlenksamer und halsstörriger. Dann schlug er mit Allem zu, was er erwischte. Aber selten richtete er damit etwas aus; denn die Ochsen legten sich auf das rasende Schlagen auf die Erde, blieben völlig unbeweglich und wie angenagelt liegen, und wären nicht mehr aufgestanden, bis man sie todt geschlagen hätte.

Nun meinte der Sturmbauer, weil er mit dem Abrichten junger Ochsen kein Glück habe, wolle er sich schon abgerichtete kaufen. Allein er rechnete auf ihre Geschicklichkeit zu viel. Auch diese brachten

ihn zum Fluchen und Dareinschlagen. Vor Aerger wollte er mit den Ochsen gar nichts mehr zu thun haben, und stellte sich Pferde ein. Aber auch die Pferde hatten an ihm eben den Schinder, den die Ochsen gehabt hatten. Da ward der Schaden, den der Sturmbauer an den mißhandelten Pferden hatte, viel bedeutender. Von den Ochsen konnte er noch das Fleisch verwerthen, aber bei den Pferden, die er zu Schanden geschlagen hatte, verlor er Stück für Stück wenigstens 70 bis 80 fl. Daher läßt es sich erklären, daß es mit der Wirthschaft des Sturmbauers von Jahr zu Jahr herabgeht.

Es ist erschrecklich, daß vernünftige Menschen mit den unvernünftigen Thieren so lieblos und grausam verfahren können; mit Thieren, die für uns erstaunlich viele Arbeit verrichten; mit Thieren, welche die Hauptstütze der Landwirthschaft sind. Es wäre nur zu wünschen, daß alle Thierquäler so gestraft würden, wie es einmal in Finnland geschah.

Es wurde irgendwo ein Hund überfahren, der schmerzlich und tödtlich verwundet bis an die Thüre eines Lederhändlers kroch, gleichsam, als wollte er da Hülfe suchen, oder sein Leben beschließen. Der fünfzehnjährige Sohn dieses Mannes, ein unbarmherziger Bube, beging die Grausamkeit, dieses winselnde Thier zuerst mit Steinen zu werfen, und es dann mit einem vollen Topfe siedenden Wassers zu begießen. Glücklicher Weise sah diese entsetzliche

Unmenschlichkeit ein gegenüber wohnender Raths-herr. Dieser trug am nächsten Tage die Sache im Rathe vor. Seine Amtsbrüder schauderten bei der Erzählung, und es ward, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, einmüthig beschlossen, den Unmenschen vorzufordern, und nach reifer Ueberlegung des Verbrechens ward der Thierquäler an einem Markttage auf den Pranger gestellt mit angehängter Schandtafel: Blutdürstiger Unmensch. Nach dieser Ausstellung erhielt er zwei Mal auf dem entblößten Rücken 25 Peitschenhiebe, und ward noch einige Zeit eingesperrt. Diese gerechte Strafe der Unmenschlichkeit hatte den besten Erfolg, denn man hörte Nichts mehr von Thierquälereien.

16. Von der Auswanderung.

Westermair. Hochwürden Herr Pfarrer! ich habe ein großes Anliegen.

Pf. Welches denn?

W. Ich will mit Weib und Kindern fort.

Pf. Wohin damit?

W. Nach Amerika!

Pf. Warum willst du nicht bleiben?

W. Sie wissen, daß es mir nicht am besten geht. Ich bin wie ein Anderer fleißig und sparsam, und doch will es nicht vorwärts.

Pf. Wie willst du nach Amerika reisen?

W. Ich verkaufe alle meine Sachen, und hoffe

dafür so viel zu lösen, daß ich hinüber reisen und mich dort ansäßig machen kann.

Pf. Wie viel glaubst du zu bekommen?

W. Zwölf hundert Gulden ist doch noch mein Gütchen werth. Und sollte ich zwei hundert Gulden zum Reisen brauchen, so bleiben mir noch tausend Gulden, wofür ich mir viel kaufen kann.

Pf. Du bist mit deiner Rechnung schnell fertig, die ich unmöglich für richtig halten kann. Mit zwei hundert Gulden bloß kannst du nicht eine Reise von einem Paar Monaten bestreiten. Du mußt einiges Gepäck mit nehmen. Schon bis Haag in Holland, dem gewöhnlichen Landungsplatz, hast du ein paar Wochen zu reisen. Dann fragt sich's, ob du gleich nach Amerika fahren kannst. Es hat sich's schon zugetroffen, daß man wegen ungünstigen Wetters mehrere Wochen nicht fahren konnte. Und wenn man auch so glücklich ist, gleich eine Gelegenheit zu bekommen, so kann selbst auf dem Meere noch manches Hinderniß begegnen, so daß, wenn man in einem Monate an Ort und Stelle zu seyn hofft, oft mehrere Monate darüber verfließen. Glaubst du denn, daß dich ein Kapitän mit deiner zahlreichen Familie nur um 50 fl. aufnähme? Da betrügst du dich, und du würdest deine tausend Gulden schon längst angreifen müssen. Aber mein Lieber! wo willst du hin, nach Süd- oder Nordamerika?

W. Das weiß ich selbst nicht.

Pf. Also auf's gerade Wohl würdest du reisen?

Das geht nicht. Das Fahrgeld würde sich schon bedeutend verändern, je nachdem du nach Süd- oder Nordamerika wolltest. Ich setze den Fall, du wolltest nach Nordamerika reisen, weil in Südamerika nimmer mehr viel für deutsche Ansiedler zu machen ist; so fragt sich's wieder, in welche Gegend wolltest du hin?

W. Das weiß ich auch nicht.

Pf. Ja, was wäre das für eine Reise? in die weite Welt hinaus zu reisen, ohne zu wissen, wohin? Gott im Himmel! welchen Gefahren würdest du dich aussetzen.

Wie es dir vielleicht auch ergehen könnte, will ich dir eine Geschichte von Auswanderern erzählen, die ich in einer Zeitung gelesen habe. Eine Familie aus der Rheingegend machte sich aus seinem Vaterlande, um ihr Glück in Amerika zu suchen. Sie war nicht ohne Vermögen. Aber bis sie Haag erreichten, waren schon mehrere Familienglieder erkrankt, das das Fortreisen mehrere Wochen verzögerte. Inzwischen wurde die Familie von Gaunern schändlich geprellt, so daß sie, als sie das Schiff besteigen wollte, zurück gewiesen und genöthigt wurde, das Fahrgeld noch einmal zu bezahlen. Doch kam sie glücklich nach Philadelphia in den vereinigten Staaten, aber das Vermögen war so geschmolzen, daß die Familie nimmer so viel hatte, um nur ein Stück Landes kaufen zu können. Dort zu Land ist viel theurer zu leben, und die Bauten

kommen sehr hoch zu stehen. Die Familie konnte sich nicht ansäßig machen, sondern mußte zuletzt noch froh seyn, um sich fortzubringen, Taglöhnerarbeit zu verrichten. Die Familie hat sich im Voraus geträumt, daß sie in Amerika reich werden könne. Nach einiger Zeit starb die ganze Familie bis auf einen einzigen Sohn voll Mühseligkeit und Kummer dahin. Dieser Sohn hatte noch das Glück, in sein Vaterland zurück kehren zu können. Er erzählte Jedermann sein ausgestandenes Elend, und warnte, daß Niemand mehr in Amerika sein Glück suchen solle. Das ist nun eine Familie, der es mit ihren Projekten schlecht gegangen ist. Es giebt deren hundert tausend traurige Beispiele. Nun, Westermair, wie steht's mit deiner Auswanderung?

W. Ja, wenn es einen solchen Ausgang nähme, dann ließe ich freilich das Auswandern seyn.

Pf. Ich versichere dich, es würde dir nicht besser gehen. Wenn ich dir rathen kann, so bleibe bei uns, und gieb alle Pläne auf, um in einem andern Welttheile reich zu werden. Es ist dieß so ungewiß, als das vom Mund auf in Himmel kommen. Wer wird wohl etwas Gewisses gegen Ungewisses vertauschen wollen? Gewiß kein Vernünftiger, sondern nur ein Waghals. Und wie viel dergleichen Waghälse sind schon in der Gefahr umgekommen? Wenn dir deine Familie und dein Vaterland lieb ist, so bleibe, wo du bist. Dein Gütchen ist doch ein Paar tausend Gulden werth.

und es kann dir noch glücken, daß du dich in die Höhe schwingest. Vertraue auf Gott, arbeite fleißig und sey sparsam wie bisher; es wird gewiß besser gehen. Und zum Beweise, daß ich dich liebe und dir helfen will, gebe ich dir ein Paar gute Kühe, damit du mehr Milch und Dünger bekommst. So werden sich allmählich deine Aecker und Wiesen verbessern, und du wirst mit Gottes Gnade bald im Stande seyn, mir die Kühe wieder zu vergüten. Bist du nun zufrieden, und willst wieder bei uns forthausen?

W. schluchzend umfaßt er des Pfarrers Hände und küßt sie, ohne mehr ein Wort hervorzubringen.

Pf. Gehe hin in Frieden, und der Herr sey mit dir!

Drittes Quartal.

Von Pfingsten bis Michaelis.

---

1. Das Pfingstfest.

Pf. Mache er die heilige Geistsendung besser als die Himmelfahrt Christi. Ich ärgerte mich nicht wenig, als ich den Christus nach dem Takte in den Himmel hinauf tanzen sah. So darf es nicht bei der Herablassung des heiligen Geistes geschehen, sondern er werde, wenn ich zum dritten Male das Veni Sancte Spiritus gesungen habe, allmählig herabgelassen.

Meßner. Ich meinte, es wäre schön, wenn der Christus und der heilige Geist herumtanzen.

Pf. Nein, nein! Folge er mir nur in Kirchensachen, welche ich gewiß besser verstehe als er. Ich

will keinen alten Brauch abkommen, aber auch keinen Mißbrauch oder Aergerniß daraus machen lassen. Hat er mich verstanden?

2. Von der Freiung.

Sonst geschah die Freiung entweder von den Aeltern oder Verwandten des herangewachsenen Burschen oder Mädchens. Unter zwanzig Jahren dachte noch keines an das Heirathen, und von beiden Seiten wurden Erkundigungen nicht bloß über das Vermögen, sondern auch über die Geschicklichkeit und Aufführung eingezogen. Jetzt machen schon Feiertagsschulpflichtige Bekanntschaften, und zwar häufig zur Nachtzeit, daß niemand Anderer es merkt. Auf den Rath und die Einwendungen erfahrener Leute wird keine Rücksicht genommen. Ob das Eine oder das Andere Etwas leisten kann, darum wird nicht viel gefragt, sondern man ist schon zufrieden, wenn es nur ein schönes Gesicht und einiges Vermögen hat. Meistens geht die Kindstaufe der Hochzeit voraus. Aber wie es da oft gehen kann, soll nur ein einziges Beispiel beweisen.

Der Weberseppel, kaum zwanzig Jahre alt, hat sich in die siebenzehnjährige Wunsamlisl vergafft. Keines wollte das Andere mehr lassen, und die Aeltern mußten endlich in die Heirath einwilligen, um den Aergernissen ein Ende zu machen. Nachdem sie sechs Jahre gehaust hatten, war die

Familie schon zahlreich; denn sie vermehrte sich um 6 Köpfe; aber die armen Kinder waren fast alle lauter Krüppel, und die junge Weberin sah schon einem alten Mütterchen gleich. Seit einem Jahre nach ihrer Heirath waren die Krankheiten nie aus dem Hause gekommen. Bald war er, bald sie, bald waren die Kinder krank. Der Doktor und die Apotheke zehrten eine große Summe Geldes auf. Der junge Weber hatte Nichts vom Hause, und der Antheil seines Weibes ward bald theils durch früheres flottes Leben, theils durch Krankheiten und andere Unglücke versiegt. Die Aeltern des Weibes waren endlich auch schnell nach einander gestorben, und daher keine Hülfe mehr zu erwarten. Die jungen Eheleute kratzten sich oft hinter den Ohren, und sahen ihren Leichtsinn und ihre Ueppigkeit schwer gestraft. Das sonst so muntere Pärchen, das aller Welt Augen auf sich zog, wegen ihres Aufsehenmachens, sah jetzt kümmerlich darein, und mußte oft noch Spott und Schadenfreude erfahren. Aber sie mußten sich selbst die Schuld all dieses Elendes geben, da sie zu früh heiratheten und zu leichtfertig liebten.

3. Vom Wetter- und Hochzeitschießen.

So viele Gesetze es dagegen giebt, und so oft sie dem Landvolke eingeschärft werden, so oft werden sie auch übertreten; aber dieser Ungehorsam

wird nicht selten gestraft. Besonders in der Gegend von Rosenheim ist der abergläubische Gebrauch, das Gewitter mit Böllerschüssen vertreiben zu wollen. Und man weiß, daß oft die größten Kanonaden in der Luft nicht die mindeste Veränderung verursachten. Was werden diese Böller, gleichsam Schlüsselbüchsen im Vergleiche mit Kanonen, ausrichten können? Es ist wahrlich mehr spaßig, die vielen kleinen Püffe bei einem Hochgewitter zu hören. Dieses Benehmen sieht eher einem Spotte gegen das Gewitter gleich. Aber alle Belehrungen und selbst Strafen wollen bei diesen verblendeten Leuten Nichts wirken, bis sie sich oft selbst sehr verletzen. Nicht selten zersprang ein Böller, wenn sie ihn in ihrem Eifer zu sehr verstopft hatten. Ein Schmied wäre bald um seine Augen und sein Leben gekommen, da er aus Ersparung unter das Pulver Sand mengte. Der Böller zersprang, und verletzte ihn fürchterlich im Gesichte.

Und wie viele traurige Ereignisse ergeben sich oft beim Hochzeitschießen! Da will man die Hochzeitleute erschrecken, aber man bedenkt nicht, daß dieß eher bei jungen und muthigen Pferden der Fall ist. Man könnte im Voraus oder nach der Vorüberfahrt schießen, aber nein, es muß gleichsam vor die Nase geschossen werden. So gingen einmal die Pferde durch, und zerschellten den Wagen an einer Bergwand, daß die Braut, ihre Mutter,

Schwester und eine prangende Jungfrau jämmerlich umkamen.

Wie unvorsichtig man mit dem Wetter- und Hochzeitschießen ist, eben so unvorsichtig ist man mit dem Wetterläuten. Es ist jetzt erlaubt, bei herannahendem Hochgewitter und nach glücklicher Beendigung desselben ein Zeichen mit den Glocken zu geben, um zu Bitt- und Dankgebeten zu mahnen. Aber damit ist man auf dem Lande nicht zufrieden. Je stärker und öfter es blitzt und donnert, desto anhaltender muß auch geläutet werden. Wenngleich der Pfarrer und der Meßner das Gesetz befolgen wollen, so wollen es nicht die Bauern, die nicht selten das Glockenhaus stürmen, und nach Leibeskräften darauf los läuten, in der thörichten Meinung, das Gewitter wegzuläuten. Aber sie läuten es oft her, denn die Wolken folgen dem Luftzuge, den das starke Läuten erregt. Und es ergeben sich mehrere hundert Fälle, daß es gerade im Kirchenthurme eingeschlagen hatte, wo eben unter dem Gewitter stark geläutet wurde. In den meisten Landkirchen kann man dieß in Votivtafeln sehen. Bei allen diesen traurigen Fällen, die das unvorsichtige Schießen und Läuten veranlaßt hatten, sind viele Landleute noch nicht gut darauf zu sprechen, wenn man ihnen die Thorheit und Schädlichkeit des unnöthigen Schießens und Läutens bei Hochgewittern begreiflich machen will. Sie halten Einen gleich für einen Freigeist und gottlosen Menschen.

4. Vom Frohnleichnamsfeste.

Von dem schönen Umgange in Kirchheim hatte ich schon lange reden gehört, und ich war daher sehr begierig darauf. Aber was sah ich? Im Voraus lief eine Rudel Buben, mit weißen Hemden angethan, und mit Bändern und Kränzen auf dem Kopfe und an den Armen verziert, dabei aber baarfuß. Es sah dieses mehr einer Maskerade gleich. Nach einem großen Zwischenraume kamen die Schulmädchen mit sonderbarem Kopfgepränge, das eher auf einen Pferde- als auf einen Menschenkopf paßte. Bei diesen zwei Abtheilungen konnte man keine Ordnung und Andacht wahrnehmen; denn es war kein Lehrer oder sonst Jemand dabei, der Aufsicht darüber gehalten hätte. Jetzt gab es wieder eine langmächtige Lücke, und inzwischen schritt ein starker Bursche mit einer himmellangen Stange mit einem kleinwinzigen Fähnlein darauf. Die obere Stange schwang sich wie ein Elephantenrüssel hin und her. Darauf kamen die Bursche nicht paar- und paar-, sondern haufenweise, die unter einander schwätzten und lachten, und immer auf ihre schwenkende Fahne sahen. Nach langer Unterbrechung sah man die prangenden Jungfrauen, in Pelzhauben bis über die Ohren gesteckt, worauf ein kleines Blumenkränzlein gesetzt war. Diese gingen doch Paar und Paar und schienen zu beten. In ihrer Mitte trugen vier

Mädchen ein schweres Muttergottesbild, welches mit lauter silbernen Ketten, Geldstücken, Täfelchen und Buschwerken angehängt war, so daß man vom ganzen Bilde nur die Augen und Nase heraus gucken sah. Auf die Jungfrauen folgte das Sanktissimum wieder nach einem langen Zwischenraume. Der Pfarrer, der es trug, schien sich um die ganze Prozession nicht zu bekümmern, sondern steckte seinen Kopf in das Velum, und trat brav den vorderen Himmelträgern auf die Füße, wenn sie nicht tüchtig auszogen. Die verheiratheten Männer gingen hintendrein, und machten ein Gemurmel, das mehr einem Aufruhrlärmen, als einem andächtigen Gebete glich. Wenn schon bei den Männern keine Ordnung und Andacht wahrzunehmen war, so war sie noch weniger bei den Weibern, die wie eine Heerde Gänse einher wackelten und durcheinander schnatterten. Die vielen Zwischenräume und das gedrängte Einhergehen verunstalteten den ganzen Zug.

Ist das der schöne Umgang? dachte ich mir. Diese Leute müssen gar keinen Begriff von Ordnung und Schönheit haben. Den Leuten hätte ich wohl diese Unordnung und Geschmacklosigkeit verzeihen mögen, aber nicht dem Pfarrer und Schullehrer. Sollten diese zwei nicht so viel Ansehen und Herrschaft über ihre Gemeinde haben, daß sie wenigstens Ordnung herstellten? Bei den Schulkindern soll die Ordnung und der Anstand anfangen, und überall, bei den ledigen Burschen und Mädchen, bei den

Männern und Weibern beobachtet werden. Der Zug soll in Einem fortgehen, und nicht durch viele Abtheilungen unterbrochen werden. Alle Stände gehen Paar und Paar, und man soll es ihnen ansehen und vernehmen, daß sie andächtig beten. Das Alles gehört zu einem öffentlichen feierlichen Kirchenzuge.

Was müssen sich die Protestanten, deren es in dieser Gegend viele giebt, von diesem sogenannten schönen Umgange denken? Sie müssen lachen und spotten, wenn sie diese Unförmlichkeiten erblicken. Eine Gemeinde kann sich nicht schöner und besser zeigen, als bei einem solchen feierlichen Umgange. Der ganze Zug verräth schon, wessen Geistes der Pfarrherr, der Schullehrer und die ganze Gemeinde sind. Landprozessionen können nicht so glänzend seyn, wie die Prozessionen in Städten und Märkten, aber ordentlich können und sollen sie doch seyn. Dafür sind der Pfarrer und Schullehrer verantwortlich. Ordnung und Anstand ersetzen alles Gepränge, und tragen unendlich viel zur Erbauung und Andacht bei. Ich entzückte mich jeder Zeit an so schönen und ordentlichen Zügen. Aber ich ärgerte mich auch, wenn ich das Gegentheil sah, wie z. B. bei diesem sogenannten schönen Umgange.

5. Der Jahrmarkt.

Lena. Lisel! da schau her, was da für schöne Pelzhauben giebt, Halb- und Ganzotter. Ich könnte schon eine brauchen; denn die meinige wird bald zu schlecht. Es hat mich erst die Kramertochter deßwegen ausgelacht.

Ls. Aber die werden theuer seyn.

L. Fragen kostet Nichts. Was kostet diese Pelzhaube da?

Kürschnerin. Achtzehn Gulden.

Ls. So viel?

K. Ja, schau' nur mal die Haube an. Das ist ein bierschwarzer Otter und ein gutes Fleckl d'rauf. Gehst du hin, wohin du magst, du wirst nirgends wohlfeiler als bei mir einkaufen.

L. Lasset ihr denn Nichts mehr nach?

K. Ich verkaufe meine Sachen wie der Bäcker das Brod auf seinem Laden. Doch, wenn du mir mehrere Kundschaften zubringst, und Niemand sagst, wie wohlfeil du diese Pelzhaube gekauft hast, so will ich sie dir um sechzehn Gulden geben. Jetzt kein Wort mehr.

(Die gute Lena kauft die Pelzhaube um sechzehn Gulden, die kaum die Hälfte werth ist.)

Ls. Jetzt muß ich mir auch was kaufen.

Krämerin. Basel, geh' zu mir her; ich habe allerhand schöne Sachen. Kannst du kein schönes Halstüchl brauchen? O ja, ich weiß, daß dir ge-

wiß von mir eins gefällt. Da schau' nur her, was ich für wunderschöne seidene Tücheln habe, von allen Farben, die es nur giebt. So ein Tüchel, wenn du hättest, da könntest du Parade machen. Und Notabene sind sie nicht theuer. Um einen bayerischen Thaler kannst du eins heraussuchen, welches dir am besten gefällt.

Ls. Das scheckige da möchte ich, aber es müßt's Etwas nachlassen.

Kr. Weil du die erste Käuferin bist, so gebe ich es dir um zwei Gulden. Aber zu diesem schönen Tüchel gehörte auch ein seidener Janker, wozu ich einen wunderschönen Zeug hätte. Schau ihn nur einmal an. Du mußt ihn nicht kaufen. Aber gelt, der stünde zum neuen Tüchel!

Ls. Was kostet der Zeug auf einen Janker?

Kr. Zu einem Janker brauchst du sechs Ellen, und die Elle kostet einen Gulden achtundvierzig Kreuzer. Wenn du aber nicht handelst, so gebe ich dir die Elle um einen Gulden sechsunddreißig Kreuzer; aber um keinen Kreuzer weniger. Darf ich dir auf einen Janker herunter schneiden?

Ls. Meinetwegen.

Kr. Aber noch was. Hast du ein seidenes Fürtuch?

Ls. Nein.

Kr. Das mußt du haben, sonst ist dein ganzer Anzug beschandelt. Da wäre gleich ein schwarzes oder grünes seidenes. Jedes kostet nur zwei Kronen-

thaler. Doch weil du mir ein Halstuch und einen Seidenzeug abgekauft hast, so gebe ich dir eines um fünf Gulden. Halt, wie gefällt dir dieser Pers? Dieß wäre ein Zeugchen auf einen Rock, der zum Janker scharmant paßte. Der Zeug ist gutfärbig und spottwohlfeil. Ich kann dir die Elle um siebenundzwanzig Kreuzer geben.

Ls. Wie viel brauche ich wohl auf einen Rock?

Kr. Wenn du ihn reich gefaltet haben willst, zwölf Ellen, das macht fünf Gulden vierundzwanzig Kreuzer. Aber die Kreuzer lasse ich weg — alsdann gerad' aus fünf Gulden.

Ls. Was muß ich jetzt Alles zahlen?

Kr. Für das Halstüchl 2 fl., für den Seidenzeug zum Janker, nämlich 6 Ellen à 1 fl. 36 kr., macht 9 fl. 36 kr.; für das seidene Fürtuch 5 fl., und für den Rockzeug, das ist wieder 5 fl. Also die ganze Geschichte macht nur einundzwanzig Gulden sechsunddreißig Kreuzer. Aber dafür hast du auch eine Waare, womit du dich sehen lassen darfst.

(Die gute Närrin, die Lisel zahlt willig das Geld auf, und meint, wie schön und wohlfeil sie eingekauft habe.)

Bei einem Silberwaarenständchen stehen eine Menge Bursche und Mädchen, die Einen kaufen sich silberne Hutschnallen und Knöpfe, die Anderen silberne Florschnallen und Ringe. Aber alle mußten die Fasson tüchtig bezahlen, so daß sie am eigentlichen Silber nur die Hälfte Werth bekommen hatten.

**

Bortenmacher. He, meine Burschen! löse ich von euch gar Nichts; und ich hätte doch so schöne und wohlfeile Hutschnüre von Silber und Gold.

Hiesel. Was kostet nun diese Schnur?

B. Drei Kronenthaler.

H. Oho! die ist ja doch zu theuer!

B. Hebe mal diese Schnur, ob sie nicht schwer ist. Jetzt darfst du Nichts mehr sagen.

H. Sieben Gulden gebe ich her dafür.

B. Ich kann nicht anders als um acht Gulden.

J. Jetzt gebe ich noch einen halben Gulden d'rauf, und keinen Heller mehr.

B. So gehe her in Gottes Namen, damit ich doch von dir ein Geld löse.

Jude. He, guter Freund! da guck a mol, was ich für schön's Tuch hab' auf ein Janker, Rock oder Mantel.

H. Einen Rock könnte ich brauchen, wenn du ein gutes und wohlfeiles Tuch hättest.

J. Jo, da wär' gleich ein rares.

H. Was kostet die Elle?

J. Nur sechs Gülden.

H. Das ist mir zu theuer.

J. Nun, was gebst du mir?

H. Ich mag's nicht anders als um drei Gulden.

J. O wei, das ist kein Bot. Weißt was?

Um fünf Gülden sollst es haben. Es ist a schön's und rar's Tuch. Also geb' noch was d'rauf.

H. Ich hab's schon gesagt — drei Gülden.

J. So kumm her, ich well dir sechs Ellen 'runterschneiden.

H. Jetzt muß ich mir auch einen Dultkäs kaufen, und zwar ein paar Pfunde, damit ich mir genug essen kann.

Ein Bauer steht bei einem Bücherhändler und schaut allerlei Bücher durch. Endlich findet er eine lutherische Bibel in Großfolio, ein großes Format alter Heiligenlegenden und allerlei Betbücheln, wofür er sechs baare Gulden hingiebt.

(Mit den Büchern werden die einfältigen Landleute sehr oft angeschmiert. Besonders verstehen dieß die sogenannten Hausirer. Um ein Sündgeld verkaufen sie die schlechtesten Bücher. Wenn die Landleute nur einen gescheiden Menschen zuvor fragen würden, der gute Bücher kennt, z. B. einen Geistlichen oder Schullehrer; so würden sie doch etwas Rechtes und Gutes um ihr Geld einkaufen.)

Hans. Wastl! bleib' da ein Bischen stehen, da giebt's allerhand zu gaffen. Siehst den Schmied in der Werkstätte hämmern? Da ist gar ein Schleifer, der dreht sein Rad. Hör' ein Mal, da schlägt's wie auf unserer Dorfuhr! O ja, wie reckt immer der Pudel seine rothe Zunge heraus! Ah, ah, ah! und ein kleiner Hanswurst tanzt auf der

Nase eines großen Hanswurstes. Da giebt's Uhren, daß Einem die Wahl wehe thun möchte.

Wastl. Geh', geh', das ist Nichts für uns, dieß sind lauter Sachen für die vornehmen Leute.

H. Daß ich es nicht vergesse, eine hirschlederne Hose möchte ich mir kaufen. Da sind gleich einige.

Säckler. Ja wohl, und sehr schöne und gute.

H. Was kostet eine?

S. Zwölf Gulden.

H. Ist zu viel.

S. Gewiß nicht, aber da hast auch eine Hose für dein Lebtag. So eine Hose ist ein anderes Tragen, als eine tuchene, die alle Augenblicke zerreißt. Leider Gott, daß die Bauernburschen keine lederne Hosen mehr tragen wollen. Seit der Zeit habe ich eine schlechte Losung. Aber die Bursche schaden sich selbst. Tuchene und zeugene Hosen taugen für die Landleute nicht. Schau, daß ich handeln lasse, so will ich sie dir um vier Kronenthaler geben.

Bei den Badenser Schuhmachern werden die Bauernmädchen einen schönen Kauf machen. Ihre Schuhe und Pantoffeln sind wohl für das Auge schön und wohlfeil, aber zum Gebrauche nicht viel werth. Wer bei diesen kauft, der achtet sein Geld wenig. Die Schuhe von unseren Schuhmachern sind wohl nochmal theurer, aber halten auch drei badenser Schuhe aus.

„Stück für Stück 6 kr. und 9 kr. — Gitt, Gitt,

„Schmozgugl, Galtversilberung!“ — sind lauter Prahlwaaren, die wenig Werth haben.

Bei Lebkuchenständchen sieht man wenige Land-, aber desto mehr Stadtleute, besonders Mädchen mit Hüten.

Die Schleifer drehen darauf ab, und verschleifen nicht selten die Messer und Scheeren. Daher sind immer die bürgerlichen Schleifer in Städten und Märkten vorzuziehen als die Landschleifer, die mehr Zigeunern gleich sehen.

Die Bauern lassen sich nicht leicht in die Raritätenbuden verlocken, weil sie meistens das Geld reut, und sie begnügen sich gewöhnlich mit dem Anschauen der Aushängeschilder und Tafeln. Aber desto mehr ergötzen sie sich beim Herrn Patroni, wo tüchtig gepufft wird, und es da höchstens Einen Kreuzer kostet. Aber desto mehr Geschirre wird von ihren Weibern eingekauft, so daß die Männer im Heimfahren oder Heimtragen nicht Acht genug geben können, daß sie keine Scherben machen.

Auf Märkten kann man allerlei sehen und hören, aber die Landleute wären vorzüglich zu warnen, daß sie auf ihrer Hut seyn möchten, damit sie nicht unnöthiger Weise oder mit Schaden ihr hart verdientes Geld ausgeben. Wenn sie etwas Bedeutendes einkaufen wollen, so sollen sie immer sachverständige und ehrliche Leute mitnehmen, die ihnen handeln und kaufen helfen. Es ist lächerlich und ärgerlich, wie oft die Landleute auf Märkten

von verschmitzten Krämern und Kaufleuten betrogen werden. Also wer sein Geld und eine gute Sache lieb hat, der kaufe Nichts mehr allein.

6. Die Firmung.

Martergörglin. Hochwürden Herr Pfarrer! helfen doch Sie mir, daß mein Bube zur Firmung gelassen werde; denn der Schullehrer, der Gescheide, will ihn nicht zulassen, und ich hätte einen so braven Gevatter für ihn.

Pf. Nicht allein der Schullehrer, sondern vielmehr ich lasse ihn nicht zur Firmung gehen.

M. Ja, warum nicht?

Pf. Ich und der Schullehrer haben bereits viele Mühe auf den Firmungsunterricht verwendet, und die Kinder öfters darüber ausgefragt. Wer die Prüfung bestanden hat, der darf gefirmt werden. Wir waren noch so gut, und unterrichteten auch diejenigen Kinder noch, welche schon einmal gebeichtet haben. Doch mußten diese Vieles nachlernen. Aber ungeachtet unserer Mühe fanden wir dein und noch mehrere andere Kinder nicht fähig und würdig genug, sie firmen zu lassen.

M. Also sind Sie auch meinem Kinde nicht gut?

Pf. Wer sagt denn dieß?

M. Ich muß es glauben, weil mein Bube nicht zur Firmung darf.

Pf. Daß ihr Leute von mir und dem Schul-

lehrer immer gleich das Schlimmere glaubet, da wir doch nichts Anderes als unsere Schuldigkeit thun. Du mußt wissen, daß wir unserem Bischofe verantwortlich sind, kein Kind ohne Kenntnisse der heiligen Religion zur Firmung zuzulassen.

M. So darf mein Bube gar nicht gefirmt werden?

Pf. Heuer nicht; auf das nächste Jahr, wenn es mit seinem Lernen besser geht.

M. Hat man doch sonst kleine Kinder in der Fatsch gefirmt.

Pf. Das geschah ausnahmsweise, da wir fast keinen Bischof in Bayern hatten, und selten einer zu uns kam. Aber jetzt, Gottlob! haben wir keinen Mangel daran, so daß beinahe in jeder Gegend alle zwei oder drei Jahre gewiß gefirmt wird. Also hat es keine Noth, und man darf nicht zu sehr dazu eilen.

M. Wenn Sie den Buben nicht firmen lassen, so gehe ich in die Stadt damit; da wird er gewiß gefirmt.

Pf. Du kannst es probiren, aber ich wette, du machst den Gang umsonst, weil ohne Firmungsschein kein Kind zur Firmung gelassen wird.

M. Daß die Geistlichen und Schullehrer jetzt anders sind! sonst waren sie nicht so engbrüstig.

Pf. Folge mir, Martergörglin! und achte auf mich und den Schullehrer besser, die es mit dir und deinen Kindern herzlich gut meinen.

M. Wäre Alles recht, wenn nur mein Bube heuer gefirmt werden könnte.

Pf. Es nützt Alles nichts; es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. In Kirchen- und Schulsachen lasse ich mir nicht viel einreden, sondern ich handle da streng nach den geistlichen und weltlichen Verordnungen, ohne auf einfältige und widerspänstige Menschen Rücksicht zu nehmen. Es ist ärgerlich, daß alle Jahre die Geistlichen und Schullehrer außer vieler Mühe zur Firmungszeit noch Verdrusse erleiden müssen.

7. Die Häuser-Gemälde.

Fremder. Herr Wirth! Ihr Haus gefällt mir von Außen sehr wohl, und besonders das Gemälde, das ober der Hausthüre ist. Wer hat Ihnen diesen Gedanken eingegeben, daß Christus mit den zwei eben ausgehenden Jüngern mit dem Spruche darauf steht: „Kehre ein bei uns, denn es will Abend werden!“

W. Der Herr Pfarrer. Als ich mein Haus hatte neu herstellen lassen, hätte ich gerne ein schönes Gemälde darauf gehabt; und da hat er mir dieses angerathen. Er bestellte mir auch einen geschickten Maler, und Alles fiel gut und billig aus.

Fr. Wenn nur mehrere Hauseigenthümer so verfahren würden, dann gäbe es schönere Gemälde

auf den Häusern. Aber welche Figuren muß man oft erblicken! Floriane, Sebastiane, Marienbilder und Sprüche, die Einen empören möchten. Dem nächstbesten Maurergesellen, der kaum das Zeichnen kann, wird die Fertigung solcher Hausgemälde aufgetragen, die wahren Schreckbildern gleichen und vielen Spott fremder Leute verursachen. Es wäre gar nicht überflüssig, wenn die Feiertagsschüler darauf aufmerksam gemacht würden, daß, wenn sie einmal Hauseigenthümer werden, sie keine schlechten Gemälde auf ihren Häusern machen lassen. Wenn nur auf einem Hause ein ordentliches Gemälde gemacht wird, dann werden bald auch auf anderen Häusern bessere erscheinen. Und wenn die lieben Leuteln nicht wissen, was sie malen lassen sollen, so mögen sie nur ihren Pfarrer oder Schullehrer fragen; und sie werden Gemälde bekommen, die ihnen lange freuen werden.

W. Es ist wahr, mich freut alle Mal mein Haus, wenn ich es anschaue.

8. Vom Baden.

(Der Schullehrer an seine Schüler.)

Meine Schüler!

Da jetzt wieder Badezeit ist, möchte ich euch auf Manches aufmerksam machen, was eure Gesundheit, eure Sittlichkeit und euer Leben betrifft.

Es ist Gesetz, daß kein Schulpflichtiger allein baden darf; daher werde ich auch öfters zum gemeinschaftlichen Baden einladen. Es ergaben sich schon viele traurige Beispiele, daß junge Leute durch unvorsichtiges Baden ihre Gesundheit, wo nicht gar ihr Leben eingebüßt haben. Ihre Gesundheit büßten sie häufig ein, wenn sie sich vor dem Baden zu schnell entkleideten und in das Wasser gingen, wodurch sie sich Verkältungen, Fieber oder abzehrende Krankheiten zuzogen. Dann setzten sie sich oft großen Lebensgefahren aus, wenn sie sich zu dreist in Seen, Flüssen oder Bächen wagten. Vor allem diesem Gefährlichen wollen euch eure Vorgesetzten durch das Verbot des Alleinbadens bewahren. Und wenn auch das Alleinbaden nicht gesundheits- oder lebensgefährlich wäre, so wird von den unbesonnenen jungen Leuten oft die Wohlanständigkeit verletzt, da sie an Stellen baden, wo viele Leute vorüber gehen müssen. Für Mädchen ist das öffentliche Baden gar nicht schicklich, daher ihnen durchaus verboten. Und beim Baden der Knaben und Jünglinge ist auch immer eine gewisse Ehrbarkeit zu beobachten, so daß sie sich ohne Schamtuch niemals baden und auch inner- und außerhalb des Wassers keine Neckereien und unanständige Scherze erlauben dürfen. Vergesset nur nicht den Spruch: „Wo ich bin, und was ich thu', sieht mir Gott, mein Vater zu." Das Alles habet ihr nun während der Badezeit zu beobachten. Uebrigens merket euch

noch, was ihr etwa bei vorkommenden Unglücksfällen zu beobachten habet. Es kann sich treffen, daß ihr ertrunkene Menschen sehet. Da fordert die allgemeine Menschenliebe, daß ihr solche, so viel möglich, zu retten suchet. Aber ich bitte euch, wenn ihr ertrunkene Menschen aus dem Wasser ziehet, daß ihr alle mögliche Sorgfalt brauchet, und den Verunglückten nicht mit umgestürztem Kopfe und nicht mit unnöthiger Gewalt aus dem Wasser ziehet. Das Erste ist, daß ihr den Menschen im Sommer auf das Trockene und im Winter in ein ungeheiztes Zimmer bringet. Der Transport muß mit aller Vorsicht und Schonung geschehen. Der Körper wird dann so gelegt, daß das Haupt höher liege. Dann entkleide man auch sachte den Körper, trockne ihn mit Tüchern ab, reinige besonders Nase und Mund von Schleim oder Schlamm, und decke den ganzen Menschen bis zum Kopfe zu. Ein zeitenweises Reiben mit einem wollenen Tuche auf der Brust und ein sanftes Schütteln am Körper ist nicht überflüssig. Während dessen lasset eilig einen Arzt herbeiholen, der dann das Weitere vornehmen wird. Wenn auch nicht auf dem Lande viele Leute in Flüsse oder Bäche fallen, so geschieht es oft leider bei offenen Brunnen, bei schlechten Stegen, bei Pferdschwemmen und selbst bei den kleinsten Lachen. Da soll doch eine Dorfgemeinde sorgfältiger seyn, und derlei Stellen besser verwahren, und besonders auf kleinere Kinder, die gerne

am Wasser spielen, eine besondere Obacht halten, um viele traurige Unglücksfälle zu verhüten. Das ist nun Alles, was ich euch im Betreffe des Badens und der dabei vorkommenden Unfälle sagen wollte. Achtet auf diese wohlmeinenden Warnungen und Räthe, und bewahrt vielmöglichst euer und Anderer Gesundheit und Leben.

9. Der schlafende Fuhrmann.

(Der Wegmacher läuft keuchend in das Dorf.)

Um Gottes willen kommt Leute! auf der Straße ist ein Fuhrmann von seinem eigenen Wagen überfahren worden. Ich sah ihn daher fahren, und auf Ein Mal wankte er hin und her, und fiel von seinem Wagen zwischen die Pferde. Die Pferde, davon erschreckt, zogen rascher an, und der Wagen ging über den Mann, daß es krachte. Ich lief wohl gleich hin, aber der Wagen war schon über seinen Kopf und seine Füße gefahren. Er scheint wie todt zu seyn, und ist schrecklich zugerichtet. Ich legte den Unglücklichen bei Seite, versicherte Wagen und Pferde, und komme nun, ihm weitere Hülfe zu verschaffen. Geschwind, geschwind zum Fuhrmann hinaus!

Glücklicher Weise war der Wundarzt zu Hause der mit dem Wegmacher und vielen anderen Leuten auf die Straße hinauseilte, um dem Verunglückten

möglichste Hilfe zu leisten. Der Arzt nahm sogleich die Wunden in Augenschein, fand sie wohl sehr schwer, doch aber nicht tödtlich. Der Fuhrmann wurde in das Dorf gebracht, und seiner sorgfältigst gepflegt, daß er nach vielen Wochen wieder hergestellt wurde. Beim Hereinbringen des Verwundeten erzählte der Arzt den mitgehenden Leuten, daß es schon während seiner Praxis der zwanzigste Fall sey, wo er solchen Verunglückten beistehen mußte. Aber Viele, wenn sie nicht plötzlich todt waren, wurden elende Krüppel. Und das hatten sich diese Unglücklichen ihrer Unvorsichtigkeit oder Faulheit zuzuschreiben, da sie häufig auf ihren Fuhrwerken schliefen. Da mögen sich alle diejenigen, welche mit Fuhrwerken zu thun haben, sey es bei Tag oder Nacht, ein warnendes Beispiel nehmen; denn das Schlafen ist immer gefährlich.

10. Das Musterdorf.

Alle Elemente! ich weiß nicht mehr, wo ich hinsteigen muß, um nicht im Kothe stecken zu bleiben. Durch ein solches Dorf bin ich in meinem Leben noch nicht gegangen. Komm, Bruder Würtemberger! laß uns beim Wirth zusprechen, ich kann vor lauter Müdigkeit nicht mehr marschiren.

Würt. Ja, mein Sachse! ich habe es auch satt, länger im Kothe zu waten. Dank dem

Himmel, daß wir uns da wieder einige Kräfte sammeln können.

Wirth. Was schaffen meine Herren?

Wtb. Ein gutes Glas Bier, etwas Käse und Brod. Sehen Sie mal her, mein lieber Wirth! wie schweinisch wir aussehen; und ich meine, es sind mir alle Beine gebrochen vor lauter Steigen. Ist's dahier immer so kothig, und haben die Fußgeher keinen anderen Weg?

W. Leider ist's Jahr aus Jahr ein so, weil der Weg sehr tief liegt, und alles Wasser und aller Odel zusammen läuft.

Sachse. Ja, muß es denn so bleiben?

W. Ich weiß es mein Lebtag nicht anders. Ich habe schon öfters den Antrag in der Gemeinde gemacht, den Weg in einen bessern Zustand zu setzen; aber ich wurde jedes Mal ausgelacht. Und Einer kann es unmöglich ausführen.

Wtb. Wollen die Dorfleute nicht einen besseren Weg gehen, und dadurch auch ihre Thiere und Fahrnisse schonen?

W. Die Einheimischen wissen schon ihre Umwege, und um die Fremden bekümmern sie sich nicht viel. Sie sind schon an die ewigen Pfützen gewöhnt.

S. Pfui, die Düngerhaufen! Diese liegen hier fast alle vor der Hausthüre. Da muß es im Sommer Gestank und Ungeziefer in den Wohnun=

gen geben! Das ist doch wahrlich sehr eckelhaft und ungesund.

W. Das geschieht Alles aus Bequemlichkeit, oder ich möchte lieber sagen, aus Faulheit. Um Schönheit und Gesundheit bekümmern sich unsere Bauern nicht. Was immer so war, das muß in alle Ewigkeit so bleiben, gleichviel, ob es nützlich oder schädlich ist. Die liebe Gewohnheit ist da wieder die zweite Natur; es geht ihnen wie den Schweinen, die sich am wohlsten mitten in der Pfütze befinden.

S. Da müssen sehr rohe Leute wohnen.

W. Viele Fremde haben sie schon für solche gehalten.

Wtb. Sachse! da sieh einmal die schmutzige Pelzhaube an, die auf dem Kopfe dieses sonst sauberen Mädchens bis an die Ohren sitzt. Da gefallen mir unsere schwäbischen Häubchen schon besser. Und sogar Kinder tragen hier Pelzhauben um diese Jahreszeit, in der es ohnehin sehr warm ist. Das schadet dem Haarwuchse unendlich, besonders bei Mädchen, wenn sie ihre Haare nicht rein halten, sondern wie einen Büschel Werch unter die Pelzkappe stecken.

S. Bruder Würtemberger! was sehe ich an meinem Reisehemde? das größte Loch! woher muß ich's wohl bekommen haben? gestern war es noch pfenneng gut.

Wtb. Kein Wunder! es muß hier an den

Teufelsgartenzäunen geschehen seyn, wo die Stecken, Reiser und Bretter unordentlich auszacken, als wenn sie ein Wildbach angeschwemmt hätte. Und da wir keinen anderen Weg zu gehen wußten, und auch nicht konnten, als durch diese Dreckgasse, so mußten wir, um nicht ganz zu versinken, uns an den Häusern und Gärten anhalten; daher konnte es leicht kommen, daß du unvermerkt irgendwo hängen bliebest, und so ein Loch in dein Reisehemd rissest. Herr Wirth! ich will mein Land nicht loben, aber das muß ich Ihnen sagen, daß Sie kein solches Dorf antreffen werden, wie dieses. Bei uns würden Sie manches Dorf für einen Marktflecken ansehen. Jedes Haus ist wundernett gebaut, und ringsum ist ein hübscher Garten angelegt, der oft geschmackvoll eingezäunt ist. Hier herum sieht man nur Hollerstauden und magere Zwetschenbäume in wilder Unordnung neben den Häusern; und bei uns hat mancher Bauer allein so viel Obst, als da manche Ortschaften zusammen. Und was für ein Obst? Lauter feines, verschiedener Gattung. Die Obstbäume werden in der schönsten Ordnung an den Häusern und Straßen gepflanzt und gepflegt, so daß man selten einen mißgewachsenen Baum sieht. Die Wege durch die Dörfer sind alle bekiest, und man läßt da keine Gruben entstehen, wobei sich Menschen und Vieh Hals und Beine brechen können. Der Düngerhaufen ist neben oder hinter den Wohnhäusern angebracht, wozu die Bauern nicht ein paar

Schritte mehr zu machen sich scheuen. So sieht man auch keine Kothhaufen und Odellachen, man kann daher in unseren Dörfern so gut wie auf der offenen Straße marschieren. Was ich da behaupte, ist nicht übertrieben, sondern Jeder, der durch Würtemberg, Baden rc. rc. gereis't ist, wird Alles wahr finden.

W. Bei uns fehlt's noch stark an Geschmacks- und Gemeinsinn. Einer allein kann nicht viel machen. Um gute Wege herzustellen, um überall Reinlichkeit zu erhalten, und vielleicht Gemeinnütziges und Schönes einzuführen, müssen wenigstens Mehrere zusammen helfen. Aber du lieber Gott! hier wird's so bald nicht geschehen, ich wenigstens erlebe es nicht mehr. Meine Herren! Sie können nicht glauben, wie eigensinnig unsere Bauern sind. Was sie einmal gewohnt sind, das soll ewig bleiben. Und wenn sie gleich durch den Koth bis fast an die Knie waten müssen, ihre Wägen in den Löchern stecken bleiben, wenn es im ganzen Dorfe wie in einer Odelgrube stinkt, ihre Häuser und Gärten wie Baracken und Wildnissen gleichen, wenn sie eine schmutzige und unbequeme Kleidung tragen; so merken sie das Alles nicht, sie sind schon daran gewöhnt, und wollen nicht davon lassen. Was haben schon die Herren Landrichter, der Herr Pfarrer und der Schullehrer den Bauern vorgepredigt, es sich selbst besser zu machen, aber da heißt's bei ihnen: Was zum rechten Ohre hineingeht, geht

zum linken wieder heraus. Sie sind bewegungslos wie ein Stock, kalt wie Eis, und hart wie ein Stein. Und sagt unser Einer etwas, so bekommt er gleich Verdruß, und man muß so in Gottes Namen leider nachgeben.

S. Nun, Sie gefallen mir, Herr Wirth! Ich bedaure nur, daß es nicht Mehrere Ihres Sinnes giebt; die schlechten Wege, die Düngerhaufen vor den Häusern, die abscheulichen Gartenplanken und die Pelzhauben im Sommer würden bald verschwunden seyn, und es müßte hier dann auch aussehen, wie es anderswo aussieht, wo man Gefühl und Freude am Guten und Schönen hat.

11. Die Primizfeier.

Herr Collega! das war eine Primiz, für die man Respekt haben muß. Da gab's Leute und eine Menge Kranzeljungfrauen; es wurde geläutet, geschossen und getanzt, so daß es schon lange nicht mehr so zugegangen ist.

Pfarrer. All dieser Prunk und Lärm, der gewöhnlich bei Primizfeierlichkeiten auf dem Lande herrscht, will mir nie recht gefallen. Recht und schön ist es, wenn es in der Kirche feierlich hergeht, aber alle anderen Sachen finde ich für überflüssig, wo nicht gar ärgerlich.

Nachbar. Wohl wahr, denn wozu die Prachtzüge und die Tanzmusiken?

Pf. Nach meinem Geschmacke dürfte mir all dieses nicht stattfinden; die Kirchenfeierlichkeit müßte mir mit einem anständigen Familienmahl schließen, und, wenn es anders seyn könnte, es lieber in einem Privat- als in einem Wirthshause gehalten werden. Doch es ist einmal bei uns so Sitte, also muß man wohl den Landleuten nicht die Freude verderben.

N. Sie werden froh seyn, daß die Geschichten einmal ein Ende haben.

Pf. Natürlich. Aber hören Sie, Herr Collega! was diese Primiz wieder gewirkt hatte. Gleich darnach kommen drei groß- und altmächtige Bursche zu mir, und baten mich, ob ich sie nicht zum Studiren unterrichten möchte, daß sie auch geistliche Herren werden könnten; denn sie hätten eine außerordentliche Freude dazu, so zwar, daß ihnen keine Arbeit mehr freue.

N. Das trifft sich häufig zu. Jedermann betrachtet bei diesem Falle den geistlichen Stand als den glücklichsten.

Pf. Ich sah es allen dreien gleich an, daß sie der Geist Gottes nicht zu diesem Vorhaben antrieb, sondern, wie Sie es errathen, nur die glänzende Seite des geistlichen Standes betrachtet haben. Alle drei, der Schneider, der Schuster und der Müller hatten zuerst gar kein Talent, dann auch kein Vermögen. Jetzt nahm ich sie her, und sagte ihnen, was Alles zu einem langen Studium gehöre,

und welche Beschwerden mit dem geistlichen Stande verbunden sind. Viele haben schon zu studiren angefangen, aber Wenige vollendet. Und was ist dann aus solchen geworden? meistens lüderliche Leute, die weder sich noch der Welt nützen konnten. Ich hielt ihnen die Vortheile ihres jetzigen Standes vor, wo sie sich besser fortbringen und mit der Zeit auch viel leichter selbstständig werden können. Sie ließen sich endlich beruhigen, und gaben gerne ihre überspannten Pläne auf.

N. Herr Collega! mich erschreckt alle Mal der Anblick von erwachsenen Menschen, die noch zu studiren anfangen. Ein Buch unter dem Arme steht ihnen schon gar nicht an, und man sieht es ihnen an, wie sauer sie ihr Leben dahin bringen müssen. Viele solche sind schon Taugenichtse und freche Bettler geworden. Die Zeiten sind jetzt vorbei, wo oft ans einem Bauernkerl ein General, und aus einem Kohlenbrenner ein Bischof wurde.

Pf. Ja wohl. Jetzt ist nichts undankbarer und bedenklicher, als das Studiren, besonders für gemeine Leute ohne Talente und Vermögen.

12. Die Preisevertheilungs-Rede.

Ein wahrer Seelsorger benützt jede Gelegenheit, um seine Pflegbefohlenen zu belehren und zu ermahnen, und so ihr leibliches und geistiges Wohl zu befördern. In dieser Absicht hielt einmal ein Landpfarrer diese Rede vor der Preisevertheilung:

Bei der heutigen Feier möchte ich die Frage lösen: „Wie wird wahre Bildung des menschlichen Kopfes und Herzens errungen?"

Unter wahrer Bildung eines Menschen verstehe ich nur den Besitz der nöthigen Kenntnisse zur Fortbringung des Lebens und die Ausübung einer Religion, die hier froh, und dort ewig glücklich macht. In meinen Augen ist also derjenige ein gebildeter Mensch (er mag seyn, wer immer), welcher so viel gelernt hat, daß er sich ordentlich fortbringen kann, und sich stets ehrbar beträgt. Doch ist dieses nicht so leicht, als man meinen möchte. Von sich selbst wird kein Mensch ein wahrhaft Gebildeter. Dazu müssen die häusliche Erziehung, der Schulunterricht und die Gottesdienste nicht wenig beitragen.

Am ersten und am besten soll die häusliche Erziehung zur wahren Bildung eines Menschen beitragen, was bei einer jeden, ja auch bei der ärmsten Familie leicht geschehen kann. Vater und Mutter dürfen ihr Kind nur wahrhaft lieben. Wie fast alle Aeltern all ihr Möglichstes zur leiblichen Auferziehung ihrer Kinder thun, so können sie auch bei der sittlichen Bildung sehr viel wirken. Dazu wird kein Reichthum und keine Gelehrsamkeit, sondern einzig nur Religion erfordert. Sind die Aeltern gute Christen, gewiß werden es im Allgemeinen ihre Kinder werden. In einem jeden Dorfe sind davon die auffallendsten Beweise, so daß gewöhnlich von rechtschaffenen Aeltern, brave, gute Kinder, wie

von schlechten Aeltern auch schlechte Kinder kommen. Da haben also oft die Aeltern Beispiele genug, welche ihnen deutlich zeigen, daß es einzig und allein auf sie ankomme, ob ihre Kinder gut oder böse werden. Das wissen wohl die meisten Aeltern, aber viele wollen sich keine Mühe geben, selbst mit einem guten Beispiele voranzugehen, und einige Aufmerksamkeit dabei zu beobachten. Ach, was wird oft vor den Augen und Ohren der Kinder gethan und gesprochen! — Sachen oft, die nicht unter Erwachsenen vorkommen sollen. Vater und Mutter geben zu wenig Acht, und tragen oft selbst mit Wort und That zur Entartung ihrer eigenen Kinder bei. Mancher Vater scheut sich nicht, vor seinen Kindern zu schimpfen und zu fluchen, mit der Mutter zu zanken und zu raufen, müssig zu gehen, im Essen und Trinken unmäßig zu seyn, gottlose, ärgerliche Reden zu führen, die gemeinsten Rohheiten auszuüben, oder gar zu betrügen und zu stehlen. Manche Mutter schämt sich nicht, vor ihren Kindern Unehrbares zu reden und zu handeln, über den Vater und ihre Nachbarsleute zu schimpfen, in Abwesenheit ihres Mannes Leckereien zu kochen, zu naschen, Geld und Sachen zu vertändeln, mit den Dienstboten unanständige Späße zu machen, die Hauswirthschaft zu vernachlässigen, Alles in Unordnung und Schmutz, überhaupt alle Fünfe gerade seyn zu lassen. Um Gottes willen! wo es so in einem Hause hergeht, ist da zu wun-

dern, wenn die Kinder wie Wilde aufwachsen, und es mit der Zeit noch ärger als ihre Aeltern machen? worauf dann freilich über die Ausgelassenheit der Kinder schrecklich gejammert wird, wozu die Aeltern selbst, wenn nicht geflissentlich, doch immer ein schlechtes Beispiel gegeben haben. Daher die traurige Erfahrung, daß es jetzt, selbst auf dem platten Lande, wenige gutmüthige Kinder giebt. Die häusliche Erziehung ist meistens Schuld daran. So war es vor Alters nicht. Die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer guten häuslichen Erziehung sieht unser weisester König wohl ein, daher dringt Er so sehr auf Religiosität bei den Erwachsenen und Kindern. Und Gottlob, daß wieder die glückliche Zeit da ist, wo man auf Religion, Sittlichkeit und Rechtschaffenheit eines jeden Menschen sieht und achtet; und alle Lehrer, sowohl geistliche als weltliche, bei ihrem Gewissen aufgefordert werden, alles Mögliche zu thun, die heilige Religion zur Achtung und Ausübung zu bringen; denn nur die christliche Erziehung vermag den Menschen von Grund aus und für zeitliche und ewige Dauer zu bilden. Aeltern! lasset euch dieses wohl gesagt seyn, haltet selbst mehr auf Religion, und übt sie fleißig vor den Augen eurer Kinder. Machet, wie es eure Vorfahren gemacht haben. Diese thaten Alles unter Gebet und gottseligen Gesprächen. Es war gerade, als wenn sich fast jede Familie Jesus, Maria und Joseph zum Vorbilde genommen, und

ihnen Alles nachgemacht hätten. O, lasset euch diese heilige Familie euer Muster im häuslichen Leben und in der Auferziehung eurer Kinder seyn!

So wird das menschliche Herz schon von Jugend auf wahrhaft gebildet. Allein nicht weniger soll der Kopf zurückbleiben, besonders heutzutage, wo von dem gemeinsten Menschen schon viel gefordert wird. Weil es aber vielen hundert Aeltern nicht möglich ist, nebst dem Herzen auch den Kopf ihres Kindes auszubilden, so muß ihnen die Schule zu Hilfe kommen. Was die Aeltern zu Hause begonnen, muß die Schule bei den Kindern fortsetzen, und nicht, wie es oft leider der Fall ist, daß der Schullehrer nicht bloß Unterrichter, sondern meistens erst der Erzieher der Kinder seyn muß, was das Lehrgeschäft ungemein erschwert und verzögert. Die Kinder sollen vom Hause aus schon gut erzogen, und in der Schule nur die nöthigsten Kenntnisse für das Leben erlernen. Die gewöhnlichste Aufgabe eines Schullehrers soll nur seyn, den Landkindern z. B. das Lesen, Schreiben und Rechnen und höchstens einige nützliche Kenntnisse, unbeschadet den nöthigsten, gründlich und freudig beizubringen. Geschieht dieses Alles genau, so ist schon für die Bildung des Kopfes viel gewonnen. Die Kinder werden leicht zum fleißig Lernen und Nachahmen gebracht, daß sie sich dann selbst in der Welt fortbringen können.

Allein, daß sich die Kinder gründliche Kenntnisse

vom Lesen, Schreiben und Rechnen erwerben, ist vor Allem ein fleißiger Schulbesuch der Kinder nothwendig, dann auch ein fleißiges Nachlernen zu Hause. Wie ist es möglich, saget mir, meine Aeltern! ein Kind nur das A B C zu lehren, wenn es heute in die Schule kommt, morgen und übermorgen wieder nicht? Wie soll das Kind in zwei oder drei Monaten nur das Lesen lernen, was bei der jetzigen Lehrweise gar leicht möglich ist, und wie das Schreiben und Rechnen? das Auswendiglernen? was Alles einem Schullehrer gewiß viel Mühe und Geduld kostet. Es ist eine reine Unmöglichkeit für Kinder und Lehrer, wenn die ersteren nicht fleißig zur Schule kommen. Und wie oft versündigen sich die Aeltern selbst gegen Lehrer und Kinder, wenn sie sich entweder dem Schullehrer oder den Kindern noch Vorwürfe zu machen getrauen, daß entweder der Schullehrer ihre Kinder nicht recht unterrichtet, oder die Kinder selbst Nichts gelernt haben; anstatt daß sie sich selbst die Schuld beimessen sollen, weil sie nicht ihre Kinder zum fleißigen Schulbesuche angehalten haben. O Aeltern! ihr glaubet nicht, welcher Verantwortung ihr euch aussetzet, wenn ihr in diesem Punkte gleichgiltig oder gar nachlässig und dagegen eingenommen seyd. Nicht genug, daß eure Kinder, wenn sie selten oder gar nicht zur Schule kommen, von den gemeinsten Kenntnissen Nichts lernen, bleiben solche Kinder auch in der Bildung ihres Herzens, in der

heiligen Religion zurück, und wachsen auf wie Wilde, die weder Gott noch sonst Heiliges, Wahres und Schönes kennen und lieben. Wohlgemerkt! in der Schule wird nebst den gemeinen Kenntnissen auch der Unterricht in der heiligen Religion ertheilt. Da müssen die Kinder im Katechismus, in der biblischen Geschichte und im heiligen Evangelium lesen und lernen. Daraus werden sie öfters gefragt und belehrt, und vorzüglich die Religionskenntnisse erweitert, erklärt und ihnen liebenswürdig gemacht, so daß sie gerne den guten und schönen Beispielen der heiligen Geschichte folgen, und so nebst der Ausbildung ihres Kopfes auch in ihrem Herzen veredelt werden.

Ach, liebe Aeltern! wüßtet ihr nur, was alles Wichtige und Schöne in der Schule vorkommt, ihr würdet keine Stunde, geschweige einen Tag oder länger eure Kinder vom Schulunterrichte weglassen. Ihr würdet gewiß eure Kinder besser und strenger zum Schulbesuche anhalten. Und wisset, es steht nicht in eurer Willkühr, die Kinder in die Schule zu schicken oder nicht, sondern es ist Gesetz und Pflicht von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit aus, es ist höchster und bester Wille eures guten Königs, daß die Kinder fleißig zur Schule und Kirche geschickt, und zum Lernen angehalten werden, damit daraus gute und geschickte Unterthanen mit der Zeit werden, die Gott und ihren König von Herzen lieben.

Endlich, was die häusliche Erziehung und die Schule zur Bildung des Herzens und Kopfes begonnen und fortgesetzt, das muß die Kirche vollenden. Die häusliche Erziehung und Schulbildung muß die jungen Menschen für Religion und andere nothwendige und nützliche Kenntnisse geneigt und willfährig machen, so daß der Erwachsene dann ein wahrhaft gebildeter Mensch werde. Der Kirchen-Unterricht muß erst die Menschen zum Himmel völlig auferziehen, während der Haus- und Schulunterricht nur Vorbereitungen zu diesem höchsten und schönsten Unterrichte waren. Der Haus- und Schulunterricht muß nur die Zöglinge aufmerken lehren auf das Erhabenste und Heiligste, und der Kirchenunterricht muß selbes begreifen und lieben lehren. Nur so werden die heiligen Kirchenzeremonien, die Christenlehren und Predigten verstanden und hochgeschätzt werden, so daß der ganze Gottesdienst gleichsam in Fleisch und Blut übergeht. Das will unser trefflicher König, und das wollen die geistlichen Oberhirten haben, wenn sie Anordnungen, Ermahnungen und sogar Strafen zur Erreichung der edlen Absicht ergehen lassen. Unser König Ludwig will nicht bloß ein aufgeklärtes, sondern auch ein religiöses Volk haben; Er will kein Herr über Sklaven, sondern ein Vater lieber und verständiger Kinder seyn, die gehorchen nicht aus Zwang und Furcht, sondern aus Liebe zu Gott und ihren Mitmenschen. Unser König will Wissenschaft und

Religion von allen seinen Unterthanen gehört und geübt wissen.

Meine Aeltern! wer sollte nun den besten und edelsten Willen unseres Landesvaters verkennen? wer sollte, ich sage gleich, so gottlos seyn, diesem höchsten Willen selbst widerstreben? wer sollte das als übertrieben und unnütz halten? Ich wette, das kann kein vernünftiger Mensch, weniger ein Christ, am wenigsten Aeltern. Der wahrhaft Gebildete, wie ich ihn eben beschrieben, dem Gott, seine heilige Religion und sein Vaterland noch lieb und theuer sind, ein solcher, im Kopfe und Herzen wohl gebildeter Mensch, macht immer sein zeitliches und ewiges Glück. O ein Mensch, der nicht kopf- und herzlos ist, findet stets Freunde, sein Fortkommen, überhaupt zeitliches und ewiges Glück; ein solcher ist ein Engel in Leibesgestalt. Nun stellet euch vor, es giebt in einer Gemeinde, in einem ganzen Volke meistens solche edle Menschen, wie glücklich ist ein solches Land! denn da herrscht Ordnung, Friede und Freude. Auf ein solch gutes Volk sieht dann Gott mit Wohlgefallen herab, und läßt ihm tausendfältigen Segen zukommen. Und wird es auch von bösen Menschen oder von sonst Ueblem bedrängt, so hilft bald der liebe Gott, denn er verläßt nicht seine Getreuen. Sehet, meine Aeltern! was Alles auf eine gute häusliche Erziehung, auf einen guten Schul- und Kirchenunterricht ankommt. Wollet ihr euch zufrieden und glücklich machen, wollet das

auch von euren Kindern wissen und erleben, wollet in eurem Vaterlande Glück und Segen, Friede und Freude erhalten, so erweiset euch als wahre christliche Aeltern, erweiset euch als eifrige Schulfreunde, und als wahre Verehrer und Pfleger der heiligen christlichen Religion. Euer Wahlspruch soll immer seyn: **Alles für Gott und Vaterland!**

13. Die Kirchweihe.

(Im Wirthshause.)

Wo ist der Wirth? wo ist der Gensd'arme? oben auf dem Tanzplatze wird schrecklich gerauft!

Wirth. Ja, was treibt ihr denn da? hört ihr das Raufen auf oder nicht? Ach, meine Krüge und Fenster! Was? ihr wollet mich auch schlagen? Wartet, das wird euch theuer kommen!

(Der Wirth windet sich mühsam aus dem verwirrten Haufen los, und sucht den Gensd'arme. Indessen wird noch immer geprügelt und gebalgt, Fenster klirren, Krüge zertrümmern, die Weibsbilder schreien Ach und Wehe darunter, Tische und Bänke werden umgekehrt, Prügel und Fäuste schwingen sich hoch empor, Fluch und Scheltworte donnern darein, ganze Glieder von Personen wälzen sich auf dem Boden, und der Boden wird mit Blut getränkt. Die Partheien verwirren und er-

bittern sich immer mehr. Der Tumult scheint kein Ende zu nehmen, bis plötzlich der Gensd'arme, mit den Ellenbögen und Fäusten sich links und rechts Platz machend, in den verwickeltsten Menschenknäuel sich hinein drängt, und die dichtgeschlossene, sich wälzende Menschenmasse stehend macht, indem er die heftigsten Kämpfer bei der Gurgel packt, und ein donnerndes Halt, ihr Sakramentskerls! hinein schreit. Jetzt entwirrt sich die Masse, und der Gensd'arme bekommt endlich mehr Platz, welcher besonders vier Bursche, die am heftigsten gegen einander waren, um ihre Namen fragte, und sie aufschrieb. Diese waren nämlich die zwei Schreierbuben, der Hiesel und der Kaspar, dann der Sturmnazi und der Brummerhans. „Ja, hieß es, diese sind schon die Rechten, die noch überall Streit und Händel angefangen haben!“ Diese Viere sahen schrecklich aus, fast kein Stück Gewand war mehr ganz an ihrem Leibe, das Blut floß jedem häufig von Gesicht und Händen, ihre Haare waren zerrauft, und sie schnaubten noch, als müßten sie ersticken. Der Gensdarme, der sich selbst den Schweiß vor der Stirne wischte, befahl, daß die vier Hauptraufer auf der Stelle das Wirthshaus verlassen mußten, und drohte Jedem, der sich noch mehr erblicken ließe, und die geringsten Exzesse anfange, zu arretiren und zu schließen. Der Wirth kam auch wieder, und richtete die Tische und Bänke wieder in Ordnung, ließ die Fenster- und Krügescherben ab-

räumen, und suchte die Gäste, die ganz verblüfft dareinschauten, wieder zu beruhigen und zu ermuntern. Die Tische wurden wieder besetzt, und die Spielleute begannen auf diesen Spektakel einen lustigen Walzer.

G. Das waren verfluchte Kerls! ich hatte zu thun, um ihnen Meister zu werden. Aber sie sollen mir ihren Muthwillen büßen müssen. Ich schone keinen Raufer mehr.

W. Wenn nur diese vier Burschen recht gezüchtigt würden! Alle Wirthe in der ganzen Gegend herum haben immer Angst, wenn sie Tanzmusik halten müssen. Die zwei Schreierbuben besonders machen sich fast ein Vergnügen daraus, Raufhändel und Schlägereien anzufangen. Und selbst ihr sauberer Vater muntert sie noch dazu auf, indem ich ihn selbst nicht Ein Mal zu ihnen sagen hörte: „Buben! lasset euch Nichts gefallen, und packet mir lieber selbst an, ehe ihr euch prügeln lasset ꝛc.“ Die Buben folgen getreulich dem schlechten Rathe ihres Vaters.

G. An mich sollen die Kerls denken! Ich lasse sie nimmer aus den Augen, so lange ich mich in diesem Landgerichte aufhalte. Ich stehe Ihnen davor, Herr Wirth! daß Sie bald Ruhe und Frieden vor diesen Freudenstörern haben werden. Ich habe schon mehrere solche Brauseköpfe und Poltergeister gebannt. Mir sind sie nicht zu keck und mächtig.

K i r c h b a u e r. O wenn ich das erlebte, daß

einmal das Raufen und Schlagen ein Ende nähme; ich würde gerne Etwas darum geben. Seit diese vier Kerls erwachsen sind, hatten wir kein Vergnügen mehr. Alle ruhigen und friedliebenden Leute wären noch gezwungen worden, das Wirthshaus gänzlich zu meiden; denn diese Bengel machten es zu arg und bunt.

G. Ich versichere euch, diese vier Bursche, und wer noch immer dabei war, werden dieses Mal nicht so leicht wegkommen Ich dringe selbst darauf, daß einmal ein abschreckendes Beispiel gemacht werde, und man in Zukunft den Kirchweihen und Hochzeiten ungestört beiwohnen könne.

W. Herr Gensd'arme! Wenn Sie dieses bewerkstelligen, dann haben Sie von mir ein gutes Douceur zu erwarten.

G. Ich schwöre es Ihnen und allen Gegenwärtigen, daß es jetzt anders werden muß.

14. Kirchenvortrag am XIII. Sonntage nach Pfingsten.

Also zehn Aussätzige hatte der Herr Jesus durch sein allmächtiges Wort auf der Stelle geheilt; und nur ein Einziger dankte ihm für diese Wohlthat. Was sagt man aber dazu? daß, wenn die Kirche und Schule alljährlich viele hundert Geistesaussätzige heilen, selten Einer sich dafür dankbar

erweist. Was für Leute kommen oft zur Kirche, die todtkrank in ihrer Seele sind; und deßwegen Heilung oder wenigstens Linderung ihrer Seelenübel suchen. Der Seelsorger, der geistliche Arzt nämlich, nimmt solche Leidende jederzeit liebevoll auf, befragt sich genau um ihre Umstände, ertheilt dann den besten Rath und die heilsamsten Mittel. Der Predigt- und Beichtstuhl, wie auch der heiligste Opferaltar sind die Plätze, wo viele Geisteskranke wieder genasen und Trost fanden. Zur Schule kommen alljährlich auch eine Menge Kinder, die nicht selten im Kopfe und Herzen verwahrlos't sind. Es währt nicht lange, der Seelsorger und Schullehrer verwandeln die geistesschwachen Kinder bald in andere Menschen. Aber es kostet den Schulvorständen viele Sorgfalt und Mühe. Doch wird dieses selten anerkannt, noch weniger dafür gedankt. Die geisteskranken Leute lassen sich wohl durch Predigten und den Empfang der heiligen Sakramente wieder aufrichten und heilen, und die Kinder erlangt man aus der Schule weiser und frommer; aber wie Vielen fällt es ein, Gott und seinen Stellvertretern dafür zu danken, daß sie so viel Gutes an Leib und Seele genossen haben. Wenn dieses einmal geschähe, müßte man sich auch verwundern, wie der Herr Jesus sich über den einzigen Dankbaren verwundert, da er doch Zehne geheilt hatte. Ich möchte euch also aufmerksam auf die Wohlthaten machen, die ihr von der Kirche

und Schule genießet, und euch ermuntern, nimmermehr dagegen gleichgültig oder gar undankbar zu seyn. So gäbe es gleich am Neujahrstage Gelegenheit, eurem Seelsorger und Schullehrer für die vielen Sorgen und Mühewaltungen herzlich zu danken, und euch ihrem ferneren Wohlwollen zu empfehlen. Und die jungen Leute könnten und sollten sich auch gegen ihren Seelsorger und Schullehrer dankbar bezeigen, besonders wenn sie aus der Schule in das bürgerliche Leben treten. Eine solche Dankbarkeit würde Gott wohlgefällig aufnehmen, ja sogar segnen, und euren geistlichen und weltlichen Lehrern hättet ihr die gebührende Huldigung gebracht. Und es wäre dann auch ein offenbarer Beweis, daß ihr von der Wohlthat, die ihr der Kirche und Schule zu verdanken habet, vollkommen überzeugt wäret. Daher sollen nicht mehr Einzelne, sondern Alle gegen Kirche und Schule dankbar seyn. Amen.

15. Der Erhängte.

Bauer. Herr Landarzt! geschwind kommen Sie mit mir, im Holze draußen hat sich Einer erhängt.

Arzt. Hast ihn gesehen?

B. Ja freilich.

A. Warum hast du nicht den Strick abgeschnitten?

B. Ich habe mich nicht hingetraut.

A. Gehe, und zeige mir den Ort.

(Mit ihnen gingen noch viele andere Leute, um diesen Gehängten zu sehen. Der Arzt ließ ihn vom Baume herabnehmen, und wandte alle Wiederbelebungsmittel an, aber vergebens.)

A. Der Leichnam ist noch frisch, ich hätte ihn vielleicht retten können, wenn ich eher dazu gekommen wäre. Merkt es euch Alle, wenn ihr wieder einen Erhängten antreffen sollet, so suchet ihn gleich vom Stricke zu bringen, aber so, daß der Körper nicht heftig auf den Boden fällt, dann legt ihn mit erhöhtem Kopfe auf den Boden oder in ein Bett, macht ihn von seinen engen Kleidungsstücken los, reibet und rüttelt ihn sanft, und schicket so schnell als möglich um einen Arzt. Da hat der Bauer gefehlt, daß er diesen Unglücklichen hängen ließ, und zu mir lief. Er hätte zuerst Hand anlegen sollen, um ihn vom Baume herab zu bringen, dann wäre vielleicht Rettung zu hoffen gewesen.

Einige Bauern. Was sollen wir jetzt mit dem Todten anfangen? Bei uns lassen wir ihn nicht eingraben. Erstens ist er ein Fremder und zweitens ein Selbstmörder. Der gehört also nicht in unsern Gottesacker.

A. Am ersten müsset ihr diesen Fall beim Landgerichte, dann beim Herrn Pfarrer anzeigen, welche das Geeignete verfügen werden.

B. Mag's gehen, wie immer; wir lassen den Kerl nicht hier begraben.

A. Seyd doch nicht so dumm und boshaft. Ihr werdet doch diesen Unglücklichen nicht wie ein Aas einscharren wollen. Wer weiß seine traurigen Verhältnisse, seinen Seelen- und Leibeszustand? Das weiß nur Gott. Daher dürfen wir Menschen den entseelten Körper nicht strafen. Und mag euch das Beerdigen in den Gottesacker noch so unrecht vorkommen; wenn es die Obrigkeit befiehlt, so müsset ihr gehorchen. Lasset uns nur an Unglücklichen menschlich und christlich verfahren. Dieses gefällt Gott besser, als all euer übertriebener Religionseifer.

16. Vom Obststehlen.

Köchin. Ach, Herr Pfarrer! kommen Sie in den Garten herab, der ist nimmer zum Kennen.

Pf. Was ist denn geschehen?

K. Sehen Sie nur.

Pf. Ja was ist denn das? fast alle Bäume sind abgeleert, und was das Aergste ist, selbst sehr beschädigt.

K. Da der Apfelbaum, dort die Birnenbäume, die Zwetschenbäume; wie erbärmlich sehen sie aus! ich möchte krank werden vor Verdruß.

Pf. Das ist freilich ärgerlich. Ich werde nicht dazu schweigen, sondern gerichtliche Untersuchung anstellen lassen, und auch meinen Theil in der Kirche vorbringen.

(Das Landgericht mittelte die Baumfrevler aus, welche einmal dem Herrn Pfarrer den ganzen Schaden baar an Geld ersetzen mußten, und dann acht Tage lang bei Wasser und Brod eingesperrt wurden.)

Bemerkung am nächsten Sonntage.

Das siebente Gebot: Du sollst nicht stehlen! ist ein uraltes Gesetz, dessen Uebertretung nie ungestraft blieb. Und auch zu unseren Zeiten noch hat dieses Gebot seine volle Kraft. Wie aber der böse Feind immer die Menschen zur Uebertretung der Gebote Gottes zu verleiten suchte; so weiß er noch heutigen Tages die leichtfertigen Menschen zu verblenden und ihnen vorzumachen, mit dem Wild- und Obststehlen sey es nicht so genau zu nehmen. Nun sind auch in meiner Pfarrei Einige vom bösen Geiste verführt worden, da sie erst neulich meinen Garten rein ausplünderten, und obendrein noch viele Bäume so sehr beschädigten, daß sie schwerlich mehr Früchte bringen werden. Mag nun dieser Fall aus Noth oder Muthwillen geschehen seyn, so bleibt er immer sündhaft und strafbar. Und sollte ich auch dafür entschädigt werden, so kann mir der Schaden unmöglich ganz ersetzt werden. Ich nehme nur einen einzigen Birnbaum, der mir zu Grunde gerichtet worden, daß ich schwerlich mehr davon Früchte zu bekommen hoffen darf; so macht es mir und meinen Nachfolgern einen bedeutenden Schaden. Wenn er mir z. B. jährlich um 6 fl. Birnen

gebracht hätte, so hätte ich nach 10 Jahren 60 fl. und noch mehr von ihm gewinnen können. Das ist nur ein einziger Baum. Nun sind mir aber mehrere Bäume verdorben worden, also ist ein noch größerer Schaden da. Und wer hat wohl Lust, neue Obstbäume zu setzen, wenn er fürchten muß, daß sie ihm wieder beraubt und verdorben werden? O ein solcher Schaden geht in viele Jahre hinein, der eigentlich nie mehr ersetzt werden kann. So muß dann freilich die Obstbaumzucht darunter leiden, woran oft ein paar muthwillige Bursche Schuld sind. Wenn auch solche Baumfrevler und Obstdiebe nicht gleich aufkommen sollten, daß sie obrigkeitlich bestraft werden können, so straft sie Gott in ihrem eigenen Gewissen, das ihnen wegen ihres gethanenen Unrechtes keine Ruhe läßt. Gott, der mit den geringsten Geschöpfen die besten Absichten erreichen will, wird nicht das muthwillige Verderben Einer Pflanze, geschweige fruchtbarer Bäume, ungerochen lassen. Nicht bloß wegen Schadenersatz oder Bestrafung allein habe ich meine Anzeige bei Gericht gemacht, sondern vorzüglich wegen Abschreckung ähnlicher Auftritte. Die geistlichen und weltlichen Gesetze über das Stehlen wollte ich wieder in Erinnerung bringen, und vor künftiger Uebertretung gewarnt haben. O würde man nur immer des christlichen Spruches eingedenk seyn: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch Anderen nicht!“ dann würde man

weniger von Diebstählen und Beschädigungen hören. Gott gebe, daß ich keinen so abscheulichen Fall mehr erlebe!

17. Der Portiunkula=Ablaß.

Kirchbauer! was bringst Neues heim vom Portiunkula=Ablaß?

K. Nachbar! da gab's Leute zum Erdrücken. Um ein Uhr noch sind Leute bei den Beichtstühlen gestanden. So viele Leute weiß ich mein Lebtag nicht.

N. Woher kam dieß?

K. Es ist jetzt ein neuer Prediger im Markte, der predigt einzig; und die Wahrheit sagt er den Leuten gerade heraus.

N. Wenn er nur nicht zu laut wird; denn man verstopft solchen gerne das Maul. Bei den Bauern und Wirthen mag's auch nicht wenige Leute gegeben haben.

K. Das kannst dir denken. Aber beim Unterbräu hat sich ein schönes Spektakel ereignet. Und wen meinst wohl, der es angefangen hat?

N. Gewiß der Schreierbauer.

K. Errathen. Der macht unserm Dorfe die größte Schande. Er hat auch gebeichtet und communicirt, ging zum Unterbräu, soff sich einen Rausch an, gerieth mit einem andern Bauern in Streit,

und ward so heftig, daß er ihm mit seinem Maaßkruge das größte Loch in den Kopf schlug, und man nicht weiß, ob er ihn nicht gar erschlagen habe. Man packte gleich den Schreierbauer, und schleppte ihn auf das Landgericht. Wie es da gegangen hat, werden wir schon noch hören. Ich denke, er kommt dieses Mal so bald nicht mehr heim.

N. Das ist erschrecklich, was es heutzutage für abscheuliche Menschen giebt. Das Aergerlichste ist, daß sich manche verheirathete Männer schlechter als die leichtesten Bursche aufführen. Das heißt mir schön einen Ablaß einbringen, wenn Einer an einem solchen Tage sich einen Rausch antrinkt, Streit und Raufhändel anfängt, und beinahe einen Anderen todtschlägt. Bei der Schreierfamilie geht es arg her, Jung und Alt, die Kinder und Aeltern scheinen mir vom Teufel besessen zu seyn. Weiß Gott, was wir noch Schreckliches erleben werden.

18. Das Oktoberfest in München.

Viele hundert, ja man darf sagen, viele tausend Landleute reisen auf das Oktoberfest nach München aus der einzigen Absicht, um das große Pferderennen zu sehen. Sie merken es gar nicht, daß dieses Fest gerade ihrer wegen gehalten wird; daher nennt man es auch das Landwirthschaftsfest. Das Pferderennen ist nur eine Nebensache. Das Land-

wirthschafts- oder Oktoberfest wird zur Aufmunterung und Förderung der sämmtlichen Landwirthschaft gehalten. Der fleißige und geschickte Landmann soll da Anerkennung und Lohn finden, und seine Landsleute zu gleichem Fleiße und zur gleichen Geschicklichkeit anspornen. Die jungen Leute vom Lande können da besonders treffliche Muster schöner Pferde und anderen schönen Viehes antreffen, und dann eine große Lust bekommen, auch einmal so schöne Pferde und anderes schönes Vieh sich heranzuziehen. Das Vieh kann in jeder Gegend verbessert werden, wenn man es besser pflegt, als es gewöhnlich geschieht. Wer sagen wollte, es ist nicht möglich, auf dem Flachlande ein besseres Vieh zu zügeln, der verriethe sich als einen unverständigen und faulen Menschen, der um keinen Schritt weiter gehen will in der Verbesserung der Sachen. Jedes Dorf hat einige Muster, die beweisen, daß man Alles verbessern kann, wenn man anders Fleiß darauf verwenden will. Wie nun die jungen Leute auf dem Oktoberfeste treffliches Mustervieh sehen können, so können sie noch viel anderes Treffliches im Landwirthschaftsfache beobachten. Sie können sehen, daß auch die Obstbaum- und Bienenzucht sehr vervollkommnet werden kann, indem sie die herrlichsten Früchte und allerlei auf die Bienen Bezügliches ausgestellt sehen. Die verschiedenen besten Sämereien von Pflanzen und allerlei Feldfrüchten werden sie ebenfalls aufmerksam machen, daß man

selbst im Garten- und Feldbau noch nicht ausgelernt hat, sondern noch Vieles verbessert werden kann. Und die verschiedenen sonderbaren Geräthschaften sollen sie als keine Wunderdinge ansehen, die für sie Nichts taugen. Viele Landleute wollen über dergleichen Sachen spotten, und bedenken nicht, daß sie vielleicht manches Brauchbare daraus abschauen könnten, wenn sie die Sachen recht betrachteten. Alles dieses sollen besonders die jungen Landleute aufmerksam betrachten, und nicht gleichgültig vorübergehen, als wären es Sachen, die ihnen nicht viel angingen. Auch für viele Handwerker ist da viel Sehens- und Merkwürdiges, das ihnen manche Winke zur Verbesserung oder Erleichterung ihrer Geschäfte geben kann. So giebt es bei diesem Feste Sachen zu betrachten, die mehrere Stunden erfordern könnten. Würden nun alle diese Sachen von den Landleuten besser angeschaut und geprüft werden, dann könnten sie weit mehr von dem Besuche des Oktoberfestes erzählen, als bloß, wer das erste Beste beim Pferderennen erhalten hat. Möchten wenigstens die Feiertagsschulpflichtigen darauf aufmerksam gemacht werden, damit doch sie wenigstens mehr Nutzen vom Anschauen des Oktoberfestes hätten.

19. Von den Fiebern.

Badergesell, (der zum Rasieren kommt.) Wie schauen der Hiesel und die Lena darein, gerade als wenn sie die Bleichsucht hätten! Was fehlt ihnen denn?

Schreierbäuerin. O das Fieber haben sie.

B. Schon lange?

Schrb. Ich glaube diese Woche erst.

B. Haben sie schon Etwas gebraucht?

Schrb. Wer wird denn beim Fieber Etwas brauchen? Wie's kommt, so geht's wieder.

B. Aber wie lange meinst du wohl, daß sie vom Fieber ganz los werden?

Schrb. Es wird keine Ewigkeit dauern, in der Regel sechs oder acht Wochen.

B. Das ist schon lange genug, aber ich sage dir, wenn der Hiesel und die Lena Nichts brauchen, so können sie ein halbes, ja ein ganzes Jahr damit herumziehen.

Schrb. Und wenn auch, so sind sie doch nicht immer krank, außer an den Fiebertagen; und darauf schmeckt ihnen wieder das Essen tüchtig.

B. Das ist eben gefehlt, daß sie inzwischen wieder tüchtig essen; das verlängert und verschlimmert ihre Krankheit. Und es kann sich zutreffen, daß sie, wenn Fieberkranke nicht recht geheilt werden, leicht ihre Gesundheit ganz einbüßen können, und ihr Lebtag dahin siechen. Es sind die Fälle so

selten nicht, daß Abzehrung und Wassersucht darauf folgen.

Schrb. Ja, was sollen der Hiesel und die Lena brauchen, daß sie bald vom Fieber los werden, und Nichts mehr zu befürchten haben?

B. Das Gewöhnlichste ist ein tüchtiges Brechmittel und fleißiges Theetrinken, worauf die ganze Krankheit schnell weichen muß, und kein Rückfall mehr zu fürchten ist. Das macht sehr geringe Kosten und wenige Zeit zur völligen Genesung. Leuchtet es dir nicht ein, daß derjenige Kranke besser daran ist, der Etwas gebraucht, als derjenige, der Nichts braucht?

Schrb. Ja, wenn das ist, dann sollen der Hiesel und die Lena nur einnehmen, was ihnen der Bader giebt. Ich habe das Alles nicht recht gewußt.

B. Wenn ihr Landleute euch nur immer von gescheiden und rechtschaffenen Leuten rathen und belehren ließet, ihr könntet euch vor vielen Schäden bewahren, und manche Vortheile erringen. Fieberkrankheiten sind auf dem Lande häufig, weil viele Leute sich selbe durch zu schnelles Entblößen und Verkälten oder durch zu viele Näße oder durch unzeitiges und zu vieles Obstessen zuziehen können. Da ist dann Warmhalten und brav Theetrinken das beste Mittel; aber soll es länger als drei Tage dauern, hierauf schicke man zum Arzte, der sich nicht gleich guldenweise für seinen Rath zahlen läßt,

Sagt ihr nicht selber oft: „Es ist besser, man gehe zum Schmied als zum Schmiedl.“ Nun thuet das, und fraget meinen Herrn, was beim Hiesel und der Lena anzufangen ist, daß sie wieder bald vom Fieber los werden.

20. Das Aerntedankfest

ist eines der schönsten und allgemeinsten Kirchenfeste, besonders wenn es ein glückliches Aerntejahr gegeben hatte. Bei dieser Gelegenheit kann der Landprediger seiner Gemeinde manche Wahrheiten an's Herz legen, und damit Vieles ausrichten. So verdient gleich nachstehende Predigt besondere Beachtung und Beherzigung.

Ich will heute von dem gewöhnlichen Benehmen vor und nach der Aerntezeit sprechen. Machet euch nur gefaßt, manche Wahrheiten zu vernehmen.

Zur Herstellung der Felder wird aller mögliche Fleiß verwendet. Daß die Feldfrüchte wohl heranwachsen, werden in den Kirchen, zu Hause und sogar im Freien Gebete verrichtet. Fast die ganze Kreuzwoche werden Bittgänge gemacht. Scheint Mißwachs, Dürre, Nässe und dergl. Uebel anhaltend zu werden, so werden noch besondere Bittgänge und Andachten angestellet. Alle Tage wird nach

der heiligen Messe der Wettersegen gebetet, und in den meisten Ortschaften alle Wochen ein hl. Schauer=amt gehalten. Wenn Hochgewitter entstehen, so wird mit allen Glocken geläutet, was aber ein Miß=brauch und Aberglaube ist. Ja, in manchen Orten wird sogar mit Böllern geschossen, als wenn es ein Freudenfest gebe, oder der Feind anrücken wolle. Um Erhaltung der lieben Feldfrüchte thut man Alles, und vermeidet im Allgemeinen schwere Sün=den. Das geschieht Alles vor und während der Aerntezeit. Wiewohl dieses Eigennutz zum Grunde hat, so ist doch ein sittsames Leben löblich und heilsam. Aber was geschieht meistens nach der Aernte? Da ändern sich die Menschen mit dem Wetter. Ist die Aernte glücklich vollendet und er=giebig, dann sehen und hören wir Ereignisse, die vor der Aerntezeit selten oder gar nicht waren. Vor der Aerntezeit betete man, und zwar recht eifrig, aber darnach vergißt man das Beten, Bitten kann man schon, aber danken will man nicht. Vor der Aerntezeit vermied man sorgfältig alles Fluchen und Schelten, wie auch alle sonstigen Schlechtigkeiten, damit nur ja das Donnerwetter nicht einschlage. Ja, man ist sogar so ängstlich, daß man glaubt, wenn eine Kindbetterin, ohne hervorgesegnet zu seyn, über ein Feld ginge, daß es vom Schauerwetter zu Grunde gehen müsse. Aber nach der Aerntezeit nimmt man kein Blatt vor das Maul; es geht, als wenn es geschmiert wäre, wenngleich die heil.

Religion und die Nebenmenschen leiden müssen. Der Bauer, der einen vollen Stadel hat, trinkt sich alle Sonn- und Festtage gewiß seinen Rausch an, wenn es nicht alle Tage geschieht. Beim Spiele werden nicht mehr die Zwanz'ger und Kasperln angeschaut; es leidet's ja der Hof, und heuer gar, weil's brav Waizen und Korn giebt, die ein hübsches Geldl tragen. Dem Kleiderluxus wird auch gefröhnt, besonders beim weiblichen Geschlechte, so daß die Schneider und Näherinnen vollauf zu thun bekommen. Wegen des Wohlstandes wird man stolzer und streitsüchtiger. Kurz, mancher Mensch ist nach der Aerntezeit ganz anders als zuvor. Und warum wohl? Weil er nach der Aerntezeit Nichts mehr zu fürchten und zu hoffen hat. Seine Wünsche sind alle erfüllt; denn er ist reich. Selten bleibt sich ein Mensch im Wohlstande ganz gleich. Der Reiche ist weniger demüthig, leutselig, theilnehmend, mitleidig, fromm und gottesfürchtig. — Solche Veränderungen gehen oft nach der Aerntezeit bei manchen Menschen vor. Allein diese möchte ich durch ferneren Vortrag abzustellen suchen.

Wie schon gesagt, alle Gebete, Andachten oder sonstige religiöse Handlungen vor der Aerntezeit finde ich löblich und heilsam, wenn kein Mißbrauch dabei vorkommt. Auch freut mich jederzeit das sittsame Betragen der meisten Menschen vor der Aerntezeit. Ja, warum wird denn dieses nicht auch nach der Aerntezeit beobachtet? Hat man

etwa weniger Ursache als vor der Aerntezeit? Ich setze den Fall: Ein guter Mann giebt einem armen Menschen auf sein inständiges Bitten 100 fl., ja er schenkt ihm selbe sogar. Der Beschenkte wendet das Geld gut an, und hat so viel Glück damit, daß er noch 200 fl. darüber gewinnt. Dieser glückliche Mensch, der sich jetzt in einem Besitze von 300 fl. befindet, benimmt sich jetzt so: Seinen Wohlthäter, der ihm die 100 fl. geschenkt hatte, hat er ganz vergessen. Er geht nimmer zu ihm, und er will Nichts mehr von ihm wissen; ja, wenn er ihm sogar begegnet, so ist er nicht einmal freundlich gegen ihn. Und wenn Jemand ihm vorhalten wollte, daß er all sein Glück dem ersten Wohlthäter zu verdanken habe, so wird er grob und wild, daß er noch über seinen Wohlthäter schmähen kann. Was werdet ihr wohl von einem solchen Menschen denken? Gewiß: Er ist ein sehr undankbarer und grober Mensch. Nun so verhält es sich auch mit allen denjenigen Menschen, die nach der Aerntezeit ausarten.

Gott hat ihnen ihre Saat gedeihen lassen, so daß sie fünfzig- und hundertfach ärnten konnten. Wenn aber die glücklichen Menschen darüber Gott vergessen, von ihm Nichts sehen und hören wollen, statt Dank Gott Beleidigungen zufügen, so gleichen diese abscheulichen Menschen dem Undankbaren und Rohen, von dem ich gerade gesprochen habe.

Weil ihr nun wieder heuer gesegnet worden

seyd, so bitte ich euch, wollet euch deßwegen nicht verändern. Mag Einer seinen Stadel noch so voll haben, so werde er nicht stolz darauf, und kränke deßwegen seine ärmeren Mitmenschen nicht. Er mache es nicht wie derjenige im Evangelium, der, als er seine kleine Scheuer abgebrochen, eine größere aufgebaut und sie voll Früchte angefüllt hatte, glaubte, jetzt könnte er sich's wohl seyn lassen, ohne auf Gott zu denken, und ihm dafür zu danken. Unser Herr nannte ihn einen Thoren, weil er sich auf vergängliche Güter zu viel eingebildet hatte, und deßwegen sein Seelenheil vergaß. Der Glücklichste kann über Nacht sterben, und was hat er dann von allen seinen Gütern? Nichts. Also werde kein Mensch nach einer glücklichen Aernte stolz und gottlos.

O machet doch keinen Mißbrauch von den Gaben Gottes, so daß ihr etwa mehr esset, trinket, spielet, selbst zum Nachtheile eurer Gesundheit und Wirthschaft. Bedenket wohl, daß auf viele glückliche Jahre auch viele unglückliche kommen können, wo man einen Kreuzer um so nothwendiger braucht. Werdet nur lieber barmherziger und freigebiger gegen Arme. Das wird euch wieder vielfach belohnt werden. Vergesset nur Gott nicht, dem ihr alles Gute zu verdanken habet. Bedenket, daß ihr all das Gute nicht verdient habet, und verscherzet nicht durch Muthwillen und Gottlosigkeit euer ferneres Glück. Glaubet nicht, weil ihr seit Mannesgedenken

keinen Schauer oder sonstiges Unglück erlitten habet, so müsset ihr bei Gott in großer Gnade stehen. Wisset ihr denn nicht, daß Gott die Sonne über Gute und Böse aufgehen lasse? Je mehr und desto länger ihr glücklich seyd, desto mehr habet ihr Ursache, euch nach der Aerntezeit eben so gut wie zuvor zu betragen. Mit dem wachsenden Glücke muß vielmehr euer Dank und eure Liebe zu Gott zunehmen, damit ihr gewürdiget werdet, noch ferner glücklich zu seyn.

Weil wir heuer wieder eine glückliche Aernte hatten, lasset uns heute besonders Gott dafür danken. Versprechet ihm, das euch Geschenkte gut anzuwenden, und ihn deßwegen recht zu lieben. Wenn ihr dieses befolget, so möchte ich euch voraussagen, daß ihr auf das künftige Jahr auch wieder eine glückliche Aernte haben werdet. Amen.

Als einmal in einer Gegend ein fürchterlicher Schauer alle Feldfrüchte total zusammengeschlagen hatte, war Jedermann begierig, was wohl der Ortspfarrer beim Aerntedankfeste in seiner Predigt vorbringen werde. Dieser Pfarrer nun machte folgenden Vortrag:

I.

Bei Gott giebt es keinen Zufall, kein blindes Ohngefähr, weder in glücklichen noch unglücklichen Vorfällen. Beide beherrscht die Alles leitende Vor-

sehung. Das will ich euch aus der alten und neuen Geschichte beweisen. Soll dieß etwa ein Zufall gewesen seyn?

daß 1) Job zu unermeßlichem Reichthum gelangte, Alles in Hülle und Fülle hatte, und ihm Alles, was er unternommen hatte, auch auf's Beste gelang,

daß 2) der ägyptische Joseph im Auslande sich selbst bis zum Vicekönig erschwungen hatte, und so beinahe der Herr über ganz Aegypten, und

daß 3) Moses der Befreier und Gesetzgeber des israelitischen Volkes wurde?

Soll dieß ein bloßer Zufall gewesen seyn, daß 4) Jesus Christus auf die Welt kam, mit seinen Lehren und Thaten ein neues Reich auf Erden gründete; die Sünde, den Tod und die Hölle besiegte, und so die ganze Menschheit vom zeitlichen und ewigen Verderben rettete;

daß 5) einzige zwölf Männer die Lehre Jesu, das herrliche Geisteslicht, in die ganze Welt verbreiteten, und dadurch bewirkten, daß nach Verlauf von achtzehnhundert Jahren viele Millionen Menschen den christlichen Glauben bekennen und ausüben?

Soll dieß ein Zufall gewesen seyn,

daß 6) der gefangene und mißhandelte Papst Pius VII. wieder frei gegeben, und in seine alten Rechte wieder eingesetzt worden ist,

daß 7) die deutschen Fürsten von fremdem Tyrannenjoche erlöst,

daß 8) die deutschen Völker Constitutionen erhielten, und dadurch Recht und Billigkeit wieder Geltung erhielten;

daß 9) die verwais'ten bischöflichen Stühle wieder mit trefflichen Hirten besetzt, und Treue und Glaube wieder allgemein wurden, und

daß 10) besonders das Land Bayern das Glück hatte, von vielen guten Regenten regiert zu werden, u. s. w.?

Das soll nun Alles bloßer Zufall gewesen seyn? Das kann ich unmöglich glauben, und jeder gute Christ wird es auch nicht glauben können. Diese Geschichten, die ich gerade aufgezählt habe, beweisen alle, daß der liebe Gott damit hohe Zwecke erreichte, und daß diese glücklichen Ereignisse alle schon in Gottes allweisem Rathschlusse von Ewigkeit her gelegen sind, denn

Gott ist 1) der Vater der Menschen. Nun sorgt jeder gute Vater nicht bloß im Allgemeinen für seine Familie, sondern auch für jedes einzelne Familienglied.

2) Gott sorgt sogar für jedes unvernünftige Geschöpf, für den Vogel in der Luft, wie für den Wurm im Staube. Wie viel mehr wird er für seine Vernunftgeschöpfe, für uns Menschen sorgen?

Und

3) liefert uns die heilige Schrift die faßlichsten Beweise von Gottes besonderer Vorsehung. Man lese nur den 89. und 90. Psalm von der Hilfe

Gottes, die immer zu erflehen ist; und man wird auch da vernehmen, daß man unter Gottes Schutz Nichts zu fürchten habe. Höret aber und achtet vorzüglich darauf, was der Herr Jesus bei Matth. 6, 25 — 34 sagt:

„Ich sage euch: Kümmert euch nicht für euer Leben, was ihr essen; noch für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist dann nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels. Sie säen und ärnten nicht, sammeln nicht in die Scheunen; und euer Vater, der im Himmel ist, ernähret sie doch. Seyd denn ihr nicht viel mehr als sie? Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge nur Eine Elle zusetzen? Kümmert euch also nicht, und saget nicht: Was werden wir essen, was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Nach allem diesen streben die Ungläubigen. Euer Vater im Himmel weiß schon, was ihr Alles brauchet. Suchet nur zuerst das Reich Gottes und dessen Gerechtigkeit, dann wird euch alles Uebrige gegeben werden."

Der Reichthum und das Glück des Job,
die hohe Würde des ägyptischen Joseph,
das sonderbare Schicksal des Moses,
die heilsamen Lehren und Thaten Jesu,
die Wunder der Apostel,
die Wiedereinsetzung des Papstes,
die wieder erlangte deutsche Freiheit,

die Wiederkehr der Religion und guten Sitten, die vielen vortrefflichen bayerischen Regenten, sind lauter Ereignisse, die Gott geleitet hatte. Wie würde es in der Welt ausschauen, wenn man alles Ereigniß noch wie Heiden anstatt der unendlich liebevollen Vorsehung Gottes dem bloßen Zufalle, dem blinden Ohngefähr zuschriebe? Würden wir je von einem Dankgefühle gegen Gott, als den Urheber alles Guten, angeregt werden? Würden wir uns je eines Glückes und Segens in unserm Thun und Lassen erfreuen können? Schwerlich. O dieß wäre höchst traurig! Wir würden wie der Stein kalt und unempfindlich bleiben im Danke und in der Liebe Gottes. Aber das wäre auch ein Leben ohne Herz und Seele. Nein, bei Gott giebt es keinen bloßen Zufall, wenngleich einige kurzsichtige Menschen ihn noch gerne anerkennen möchten. Glaubet nur, Gott hat Alles wohl gethan, selbst bei Unglücksfällen.

II.

Wer möchte wohl glauben, daß das Unglück des Job, das traurige Schicksal des kleinen Joseph, die Aussetzung des Moses, die Blindheit des alten Tobias, endlich das Leiden Jesu bloße Zufälle seyen? Wissen wir nicht vielmehr, daß denen, die Gott lieben, Alles, selbst Unglücke, zum Besten gereichen? z. B.

1) Dem frommen Job diente der empfindliche Verlust aller seiner Güter, die erniedrigende Verachtung seiner Frau und Anverwandten, und die abscheuliche Krankheit, die er leiden mußte, zu seinem Besten. Er ward dadurch im Glauben und Vertrauen auf Gott noch mehr gestärkt, ein Muster der Geduld für alle Leidende, Gott gefällig, und am Ende glückseliger als er war.

2) Dem ägyptischen Joseph diente der Haß und die Verfolgung seiner Brüder zu seinem Besten. Er ward auf diesem Wege Herr über Aegypten, der Retter vieler Länder, der Schutz seiner eigenen Brüder, der letzte Trost seines alten Vaters.

3) Daß Moses wegen des grausamen Befehles Pharao's als ein neugebornes Kind im Nilflusse ersäuft werden sollte; gerade dieß war der erste Schritt zu seiner Erhöhung.

4) Dem blind gewordenen alten Tobias gereichte seine Blindheit zum Besten; er ward desto tugendhafter und Gott gefälliger.

5) Endlich Jesus selbst ging durch Leiden in seine Herrlichkeit ein. Sein Kreuz war der Weg zu seiner Verherrlichung.

Meine Christen! ihr dürfet sicherlich glauben, daß alle Unglücke, die sich auf der Welt ereignen, keine bloße Zufälle, sondern absichtliche Zulassungen Gottes sind. So dürfet ihr auch keck annehmen, daß der heurige furchtbare Hagelschlag kein Ohn-

gefähr war. Wer weiß, ob nicht Gott dieses Unglück über euch verhängt hat,

1) um euch auf euer Gewissen aufmerksam zu machen,

2) um euch an Gott zu erinnern,

3) um euch klüger, arbeitsamer und sparsamer zu machen,

4) um euch von der Vergänglichkeit der irdischen Güter zu überzeugen, die in einem Nu zu Grunde gehen können,

5) um euch demüthiger und Gott vertrauender zu machen, und

6) um euch besser beten zu lehren.

Darum, meine Christen! wiewohl euch Gott heuer schwer heimgesucht hat, wollet nicht glauben, daß Alles zufällig geschehen sey. Nein, denn damit würdet ihr euch nicht viel trösten können. Glaubet nur fest daran, daß Gott auch davon wußte, und es ihm gefallen habe, das Mißgeschick über euch zu lassen. Dessen ungeachtet wollen wir heute nicht minder das Aerntefest friedlich begehen. Es soll uns diese Schickung Gottes nicht ganz darnieder schlagen, und für das Gott Loben und Preisen stumm machen. Nein, meine Christen! ich traue euch noch so viele Religion, Glauben und Liebe Gottes zu, daß ihr nicht allein das Te Deum laudamus anstimmen lasset, sondern auch mein Gebet unterstützen helfet. Recht so, verzaget nicht! Ein Gott, der Job errettete, der seinen lieben Sohn

Jesum Christum, auf die Welt sandte, der die Jünger Jesu nicht im Meeressturme zu Grunde gehen ließ, der keinen Nothleidenden verderben läßt, der selbst für die unvernünftigen und leblosen Geschöpfe sorgt, dieser Gott wird euch gewiß nicht verlassen. Ja, wiewohl es in euren Scheunen traurig aussieht, danket doch heute Gott unendlich, daß er über euch nicht noch größere Unglücke verhängt habe. Danket Gott, daß ihr doch gesund seyd, und daß Friede und Einigkeit in unserm Lande herrschen. Da wir heute leider kein so erfreuliches Dankfest wie sonst halten können, so machet es doch zu einem Bittfeste. Bittet, daß Gott sich in Zukunft nimmer von euch abwenden, sondern euch wieder Glück und Segen bescheeren möge. Versprechet ihm aber auch entgegen fromm und tugendhaft zu leben, und ihn nimmer auf irgend eine Weise zu beleidigen. Seyd also guten Muthes und denket: Gott hat Alles wohl gethan. Denket, daß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten gereiche. Wohlan! leget frisch die Hände an eure Pflüge, euer Mund lobe und preise Gott sowohl im Glücke als im Unglücke, euer Herz schlage stärker für das Wahre und Rechte, und eure Liebe zu Gott sey inniger. Arbeitet und lebet im Namen Gottes, und der Herr wird euch wieder segnen und erfreuen. Amen.

21. Die Wahl des Gemeindevorstehers.

Schreierbauer. Stein! du mußt mir von Haus zu Haus gehen, und den Leuten ernstlich auftragen, daß sie ja nimmer den jetzigen Gemeindevorsteher wählen; denn er taugt uns nicht. Ein rechter Gemeindevorsteher muß nicht über der Gemeinde seyn, sondern es ist viel besser, er steht unter ihr. Daher müssen wir heuer einen Gemeinen wählen, der mehr von uns abhängt, und sich nicht viel zu sagen getraut. Der jetzige Gemeindevorsteher hat zu viel mit den Großen gehalten, und sich brav bei ihnen eingeschmeichelt. Jeden Wisch vom Landgerichte hat er für ein Evangelium gehalten, und ist sonst immer beim Pfarrer und Schullehrer gesteckt, die ihm den Kopf warm genug gemacht haben. Und wie stolz war er nicht gegen uns? Der muß fort, sollte es kosten, was es wolle. Ich gehe selber noch zu den Bauern, und sage ihnen, daß sie einen anderen Gemeindevorsteher wählen müssen.

Stein. Ja, wen meinst wohl, den sie dazu wählen sollten?

Schr. Eine Hauptsache ist, daß kein großer Bauer und kein Solcher gewählt wird, der gut lesen und schreiben kann. Solche halten meistens wieder mit den Großen. Der liebste wäre mir der Nannlweber. Der hat nicht viel im Kopfe und auch nicht im Hause; also muß er sich eher kuschen.

Bei dem geschieht weit eher unser Wille, als bei einem zu Gescheiden und Vermöglichen. Meiner Ansicht nach muß ein Gemeindevorsteher seine Gemeinde fürchten und ihr immer schmeicheln. So kann dann eine Gemeinde auch den Großen Trotz bieten, und darf sich nicht mehr sklavisch behandeln lassen.

St. Aber der Nannlweber kann nicht recht schreiben.

Schr. Macht Nichts; wir diktiren schon einen Anderen, der für ihn schreiben muß. Das Schreiben allein macht keinen guten Gemeindevorsteher, sondern das Beste ist, daß er mit uns gleich gesinnt ist. Und da kenne ich keinen Besseren als den Nannlweber. Halt, noch Eins! auch sage es den Leuten ganz still, daß sie ebenfalls einen anderen Gemeindeschreiber nehmen sollten; denn der Schullehrer redet uns zu viel ein. Es muß in unserer Gemeinde ganz anders werden; wir müssen um unser Geld frei reden und uns rühren können. Wenn der Schullehrer mit seinen Gesetzen daher gekommen ist, habe ich mich alle Mal in die Zunge beißen müssen; denn ich hätte entweder lachen oder schmähen müssen. Sage nur, daß ich selbst noch zu Jedem besonders gehen, und ihm die ganze Sache recht genau erklären werde. Mit dem Gemeindevorsteher und Schreiber müssen auch die Bevollmächtigten gewechselt werden, weil sie eben lauter Wohldiener der Großen waren.

St. Aber das wird Aufsehen machen, wenn die Geringsten und Dümmsten unsere Vorstände werden.

Schr. Lasse die Anderen schwätzen und kriteln, wenn nur unsere Absicht erreicht wird. Du hast es selbst erfahren, was wir mit den Vornehmen und Gescheiden gewonnen haben. Wir mußten immer gehorsame Diener machen. Das wird Alles ein Ende nehmen, und du wirst sehen, daß, wenn mein Plan durchgeht, wir ein anderes Regiment führen. Jetzt laufe herum, und mache Alles in der Stille ab, wie ich dir aufgeboten habe. Ein gutes Trinkgeld wird dir nachher bescheert werden.

Viertes Quartal.

Von Michaelis bis zum neuen Jahre.

---

1. Die Militär=Conscription.

Schneiderin. Ach, mein Barthl! muß Soldat werden; morgen muß er mit allen seinen Kameraden auf das Landgericht. Ich weiß gewiß, ich kann deßwegen die ganze Nacht nicht schlafen. Ich möchte mir die Augen herausweinen.

Nachbar. Mache es nicht zu arg; es ist nicht nothwendig. Dein Sohn ist noch lange nicht Soldat; jetzt geht es so geschwind nicht. Was ist es, wenn er zum Landgerichte muß? Da wird er zuerst eingeschrieben, dann muß er losen. Jetzt kommt es auf die Nummer an, ob er zum Militär treten muß oder nicht. Ja selbst wenn er sich hinein geloos't

hätte, so wird er erst visitirt, ob er tauglich ist oder nicht. Und wenn Alles mißlingt, so giebt's doch noch Mittel, daß er militärfrei werden kann; besonders weil der Barthl der einzige Sohn und dein Vater schon sehr alt und gebrechlich ist.

Schn. Ja, wenn's so ginge; dann bekäme ich wieder Trost und Muth. Es wäre Schade um meinen Buben, wenn er verdorben würde.

N. Beim Militär giebt es nicht lauter schlechte Leute; da herrscht eine bessere Zucht als in manchem Hause. Dein Bube könnte auch noch zu Hause verdorben werden, was oft leichter geschieht, weil weniger Aufsicht gepflogen wird. Es kommt immer auf den Barthl selbst an, ob er brav bleibe oder ausarte.

Schn. Wenn er nur kein Soldat werden darf, dann wäre ich sehr froh.

N. Und wenn auch, dann darfst du dich gar nicht kränken; er ist bestens versorgt, und mehr, als du glaubst. Ich war selbst Soldat; kannst du mir also etwas Schlechtes nachsagen?

Sch. O nein, sondern ich habe noch Jedermann sagen hören, daß es keinen braveren Mann giebt, als du bist.

N. Das Militär hat mir an der Rechtschaffenheit Nichts genommen, sondern ich habe in Vielem gewonnen. Ich lernte Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit, die mir schon wohl gethan haben. Und dein Bube versteht eine Profession, die er leicht

selbst beim Militär wohl brauchen kann, wenn er Regimentsschneider werden will. Kurz und gut, mit deinem Sohne stehen die Aussichten nicht schlecht, mag er Soldat werden oder nicht. Es ist ärgerlich, daß man sich noch häufig den Soldatenstand fast als einen Höllenstand vorstellt. Wenn es gar so schlecht dabei wäre, so würden ihn gewiß nicht Grafen- und Fürstensöhne wählen. Der Wehrstand ist eben so heilig und nöthig wie der Nähr- und Lehrstand. Sei also ruhig, meine Nachbarin! und gieb dich in den Willen Gottes, der Alles recht und gut machen wird.

2. Vom Zehentreichen.

Leider reißen die Gewissenlosigkeit und Widerspänstigkeit immer mehr auf dem Lande um sich, so daß sich die Zehentprozesse sehr vermehren. Um diesem Uebel vorzubeugen, könnte nachstehende Predigt als ein sehr taugliches Mittel dienen, welches als solches wirklich erprobt worden ist; denn die Leute, denen diese Predigt gehalten worden, fanden sich darauf mehr verpflichtet, und der Zehent wurde williger und besser gereicht.

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Matth. 22, 21.

Meine Christen! Vor acht Tagen habe ich euch angekündigt, daß ich heute von dem schuldigen

Zehentreichen predigen will. Das Evangelium selbst führte mich auf den Gedanken, eine eigene Predigt vom Zehent zu halten; und selbst die Zeitereignisse bringen es mit sich, denn allenthalben hört man von Zehentstreitigkeiten und Widersetzlichkeiten, die oft große Aergernisse geben. Daß ich heute vom Zehent predige, wird euch gewiß sonderbar vorkommen, und Manche mögen leicht glauben, daß dieser Gegenstand gar nicht auf die Kanzel gehöre. Diese mögen aber nur Geduld haben, bis meine Predigt zu Ende ist. Ich predige nicht für meinen Vortheil, sondern ich predige darüber, weil ich weiß, daß das Zehentreichen eine Pflicht und Schuldigkeit ist, und daß derjenige, welcher dagegen handelt, sich sehr versündigt. Es ist meine, wie eines jeden Seelsorgers Pflicht, die Untergebenen öfters zur Haltung ihrer Pflichten zu ermahnen, und vor deren Verabsäumung oder Uebertretung zu warnen. Viele meiner Seelsorgsangehörigen müssen Zehent geben. Also kann ein solcher Vortrag mit Fug und Recht auf der Kanzel gemacht werden. Ich wette, viele meiner Zuhörer werden wenig oder gar nichts von dem in ihrem Leben gehört haben, was ich gleich über den Zehent vorbringen werde.

Erstens will ich euch begreiflich machen, was der Zehent eigentlich ist, dann die Entstehung und Fortdauer des Zehents erklären, damit in Zukunft Gott willig und recht gegeben werde, was Gottes ist.

I.

Was ist der Zehent?

Er ist ein geistliches Recht, von geistlicher Obrigkeit eingesetzt, vermöge dessen die Priester einst den zehnten Theil aller Früchte theils zu ihrem Unterhalte, theils zum Bedarf der geistlichen Verrichtungen einnahmen.

Der Zehent und das Zehentrecht ist eigentlich keine weltliche, sondern eine geistliche Sache und Gerechtigkeit. Der Zehent gehört den Seelsorgern zu ihrem Unterhalte und auch zum Lohne ihrer geistlichen Verrichtungen.

Wer hat den Zehent geboten?

Vor Allem das Gesetz der Natur. Die gesunde Vernunft gab es dem Menschen ein, daß er aus Ehrfurcht gegen Gott den Seelsorgern einen angemessenen Unterhalt und eine gebührende Belohnung mittheile, denn sie tragen Sorge über alle ihnen anvertrauten Gläubigen, und opfern Jesum Christum dem himmlischen Vater zum Nutzen und zur Wohlfahrt des ganzen Volkes. Es ist auch kein Volk so roh und ungebildet, das nicht einsehen sollte, es sey billig und recht, die Priester mit hinreichender Nahrung zu unterhalten. Wie die Priester durch geistliche Arbeiten für ganze Gemeinden bemüht sind, so soll ihnen auch aus den zeitlichen Arbeiten eben dieser Gemeinden gebührende Belohnung und angemessener Unterhalt gereicht werden.

Ist dieß nicht auch von den Potentaten und anderen Personen abzunehmen, die jährliche Steuern und monatliche Abgaben einnehmen, weil sie für den gemeinen Nutzen sorgen, und für Land und Leute bemüht seyn müssen?

Der Patriarch Abraham hat aus besonderer Eingebung Gottes dem Priester Melchisedek den zehnten Theil gereicht. Gott befahl auch hernach dem Moses und dem ganzen israelitischen Volke, daß sie den levitischen Priestern den zehnten Theil von allen Samen und Früchten geben sollten.

Allein die Menschen pflegen bei derlei Gelegenheiten mehr darauf Rücksicht zu nehmen, was ihnen der Eigennutz eingiebt, als was ihnen Gott befiehlt. Sie bilden sich ein, daß sie sich alles dessen berauben, was sie Gott und seinen Dienern geben. Sie bedenken aber nicht, daß nicht das verlieren, sondern gewinnen heißt, wenn man sich einiger Dinge beraubt, um Gott Zeugniß seiner Frömmigkeit und Liebe zu geben.

Warum hat Gott gerade den zehnten Theil vorgeschriben?

Die Ursache ist: Die Zahl zehn ist eine vollkommene Zahl, die alle Zahlen in sich einschließt. Man fängt von Eins zu zählen an, und endigt in der Zahl zehn; und sobald man zehn gezählt hat, kommt die Einheit wieder. Der Mensch bekennt daher durch den zehnten Theil, den er Gott giebt, daß Gott der Anfang und das Ziel alles

Guten und eine unendliche Vollkommenheit ist, und daß er demselben Alles, was er hat, gänzlich zu verdanken habe.

Das mag der Beweggrund seyn, warum Gott im A. B. den zehnten Theil der Güter zum Zehent bestimmt hat, und die Kirche Christi wollte in der Bestimmung desselben dem alten Gesetze nachahmen.

Man kann leicht daraus schließen, daß diejenigen, so den Zehent nicht gerne und nicht redlich reichen, oder auch den Zehent verweigern, sehr groß sündigen.

Im N. T. findet man nirgends, daß der Zehent aufgehoben sey, sondern Christus selbst ermahnt zu dessen Reichung, indem er bei Matth. 10, 10 sagt: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth." Der hl. Apostel Paulus spricht (I. Kor. 9, 4): „Wenn wir für euch das Geistliche gesäet haben, ist es denn zu viel, wenn wir euer Leibliches (Zeitliches) mit ärnten?" Sogar die Pharisäer machten sich mit ihrer Zehentreichung groß. Luk. 18, 12. Und die ersten Christen haben aus freiem Willen nach dem Beispiele des A. T. ihren Priestern den Zehent gegeben.

Weil aber der böse Feind gerne alles Gute und Rechte entweder zu verhindern, oder wenigstens zu schwächen sucht, so brachte er es auch dahin, daß die späteren Christen nach und nach von ihrem Eifer und ihrer Liebe und Dankbarkeit gegen die Priester nachließen, so daß die Päpste und Bischöfe

wegen des undankbaren Betragens gegen die Diener Gottes die saumseligen und pflichtvergessenen Christen ernstlich zurechtwiesen, und ihnen bei Strafe des Kirchenbannes auftrugen, den Zehent fleißiger und redlicher zu geben.

Was die Beschaffenheit des Zehent betrifft, so ist der Zehenthuld schuldig, entweder wie im Zählen der Zehent kommt, oder das Mittelmäßige zu geben. Wenigstens muß der Zehent vollkommen und unverfälscht gegeben werden. Maßt sich Jemand widerrechtlich einen Zehent an, so begehrt er einen geistlichen Diebstahl und Gottesraub, und setzt sich der Gefahr einer großen Strafe aus.

So wie das A. T. in allen Stücken ein Bild des N. T. ist, ebenso ist der Zehent im N. T. schon angedeutet durch den Zehent im A. T. Der Zehent ist im N. T. wieder anbefohlen; er ist gleichsam der Zins gegen Gott, wie solchen ein Unterthan seinem Grundherrn verabreichen muß.

II.

Ja, wer nicht gutwillig den Zehent reicht, oder gar entzieht, schadet sich selbst. Gott spricht im A. B. wider die unredlichen Zehentgeber: „Der Himmel soll gegen euch eifern und die Erde wie Erz seyn. Vergeblich wird eure Mühe und Arbeit seyn; denn die Erde wird euch keine Gewächse mehr, und die Bäume werden euch keine Früchte mehr bringen.“

Levit. 26, 19. 20. Ferner droht Gott: „Darum seyd ihr verflucht, und müsset Mangel leiden, weil ihr alle zusammen mich beleidigt, mit den Zehnten und Erstlingen.“ Malach. 3, 9. Zehentbetrügereien machen arm statt reich. Der hl. Hieronymus sagt: „Einem Freunde etwas nehmen, ist ein Diebstahl; die Kirche betrügen, ist ein Gottesraub.“ Und der hl. Augustin hat diese merkwürdigen Worte: „Erwähle dir Eines aus Zweien! Entweder gieb Gott den zehnten Theil deiner Güter, und er wird dir neun Theile überlassen, oder wenn du den zehnten Theil behältst: wird dir Gott neun Theile nehmen, und kaum den zehnten geben.“ Ferner sagt er: „Wenn du den Zehent nicht giebst, so wirst du hergenommen werden. Was du dem Priester nicht geben willst, wirst du einem gottlosen Soldaten geben müssen.“

Allein die redliche Reichung des Zehents wird mit dem göttlichen Segen belohnt. Der hl. Augustin sagt wiederholt: „Gieb den Zehent, so wirst du nicht nur Ueberfluß an Früchten haben, sondern auch die Gesundheit der Seele und des Leibes.“ Von dieser Wahrheit überzeugt, haben die Hebräer zum Spichworte angenommen: „Gieb Zehnte, damit du reich werdest.“

Gott, von dem Wachsthum aller Feldfrüchte allein abhängt, überläßt dem Anbauer neun Theile, und verlangt für sich nur den zehnten. Soll man ihm auch diesen nicht, oder nicht redlich geben?

Welch ein abscheulicher Undank wäre dieß! Und wäre es dann zu wundern, wenn öftere Hagelwetter oder andere Unglücke von den Betrügereien im Zehentreichen herkämen? Wer das Wenige nicht giebt, was er Gott schuldig ist, verdient, daß ihm Gott Alles nimmt.

Aber die Geistlichen haben zu große Einkünfte, sagen die Feinde der Geistlichkeit. Warum sollte man ihnen denn die Zehnten und andere Gefälle gar so genau geben?

Antwort. Erstlich ist diese Einwendung, daß die Geistlichen zu große Einkünfte haben, bei weitem nicht durchgängig für wahr anzunehmen. Es giebt gar viele arme Pfarrer und Hilfsgeistliche.

2) hat Gott im A. B. den Geistlichen die Erstlinge, die Zehnten und Opfer verordnet, wodurch sie reichlich versorgt waren. Warum will man im N. T. ihren Unterhalt so sehr einschränken? Die Geistlichen bekommen jetzt so nimmer zu viel.

3) Wenn die Geistlichen nur von willkührlichen Almosen leben, oder gar sich mit einer Handarbeit ernähren müßten: wer würde mehr geistlich werden wollen? Wer wollte sich durch ein beschwerliches, 10= bis 20jähriges Studiren zu diesem Stande vorbereiten?

4) Wenn die Geistlichen ohne Geld, ohne Tasche, ohne Schuhe, und alles Eigenthumes entblößt, jetziger Zeit herumlaufen, und sich auf die Gutherzigkeit anderer Leute verlassen müßten, wie einst die

Apostel: von wem würden sie verpflegt werden? Ich habe selbst schon traurige Erfahrungen gemacht, daß man leicht eher den nächstbesten Lumpen unterstützt, als einen Geistlichen.

5) Die Staatsdiener werden überhaupt sehr gut besoldet, daß sie sich mit Familie recht wohl befinden können, wenn sie nicht der Pracht und dem Wohlleben zu viel aufopfern. Warum sollen gerade den Geistlichen Alles in's Maul gesehen, und alle Pfenninge vorgerechnet werden?

6) Warum schaut man nur auf die Einkünfte der Geistlichen und nicht auf ihren höchst beschwerlichen Beruf, der ihnen die Seelsorge und die größte Verantwortung aufbürdet; der sie, nachdem sie die Last des Tages getragen, noch zur Nachtzeit auffordert, einem oft weit entfernten Sterbenden beizustehen, und welcher Beruf sie verbindet, alle Gefährlichkranken heimzusuchen, und dabei oft ihr eigenes Leben in Gefahr zu geben. Und diesen soll man ihre Einkünfte mißgönnen?

Weiter heißt es aber auch. Es giebt Geistliche, die sich um den Weinberg Gottes nichts bekümmern, sondern in Pracht und Ueppigkeit dahin schwelgen, und ihre Schäflein sich selbst überlassen.

Antwort. Wenn es einen solchen Miethling giebt, das bedauert und betrauert alle Mal die Kirche. Sie hat wohl ein Gebot gegeben, daß die Geistlichen ihre Einkommen heilig verwenden sollen. Und ein böser Geistlicher hat die schrecklichste Rache

Gottes zu fürchten, und wird seinen Theil mit den Gleisnern dort bekommen, wo nichts als Heulen und Zähnklappern zu hören ist. Matth. 24, 51. Indessen muß der Zehentreicher nicht alle Geistlichen nach einigen Nichtswürdigen beurtheilen. Er hat die Sünde seines Seelsorgers nicht zu verantworten; gebe er, was er soll: so wird er von Gott belohnt werden.

Nun, meine Christen! habe ich euch heute von der Kanzel Ungebührliches vorgetragen, oder nicht? Ich denke, mein Vortrag war für Viele sehr lehr- und trostreich. Lehrreich für Alle, denn sie vernehmen, was der Zehent eigentlich ist, und daß das ordentliche Reichen desselben Gottes Wille und Anordnung ist. Alle haben gehört, daß der Zehent keine lästige Bürde sey, die nur die Zwangherren aufgelegt hätten, sondern daß er ein geistlicher Dienst sey, den man Gott und seinen Dienern zu leisten schuldig ist. Die bisher ihre Schuldigkeit geleistet haben, können getrost seyn, das Ihrige gethan zu haben, und Glück und Segen dafür hoffen. Die aber aus Irrthum oder Neid bisher beim Zehentreichen nicht ganz redlich waren, haben auch gehört, welches Unrecht sie verübt, und wie sehr sie Gott beleidigt haben. Wollen sie zu Gottes Gnaden und zu Glück und Segen kommen, und keine ewige Strafe befürchten, so sollen sie ablassen von ihren Ungerechtigkeiten, und den angerichteten Schaden den Benachtheiligten gut machen, und in Zukunft

besser ihre Schuldigkeit leisten. Man gebe und lasse Jedem das Seinige. Amen.

3. Der Bauer im Austrage.

Pfarrer. Mein Bauer! was fehlt dir denn, daß du gar so traurig darein schauest? Ich bemerke dieß schon lange.

B. Hochwürden Herr Pfarrer! mit mir nimmt es bald ein Ende, weil man mich nicht mehr leben lassen will.

Pf. Ja, wer ist wohl Ursache daran?

B. Ach, mein eigener Sohn!

Pf. Ist es möglich?

B. Wirklich so. Seitdem ich meine Sachen, die mir ausbedungen waren, gefordert habe, wird mir keine gute Stunde mehr vergönnt. Jetzt bin ich der Alte hin, der Alte her. Ich glaube, daß, wenn man Nichts zu fürchten hätte, man mich bald wie ein Stück Vieh abschlüge. So weit ist es mit mir gekommen.

Pf. Warum hast du mir dieß nicht schon früher gemeldet; vielleicht hätte ich für dich eher Etwas thun können.

B. Ich tröstete mich immer, daß sich mein Sohn noch bekehren würde; aber jetzt hat es keinen Anschein mehr, sondern er wird noch schlimmer gegen mich. Nicht Ein Mal muß ich hören: „Wenn ihn nur bald der Teufel holte!“ oder: „ich mache

ihm's schon, daß er bald gehen muß" und dergl. mehr. Ist das nicht traurig für einen Vater, der seinem Sohne ein schönes Anwesen und ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hat?

Pf. Freilich; doch will ich durch freundliche Zusprache Alles versuchen, um deine Lage zu verbessern. Nur bitte ich dich, daß du dich während dessen immer ruhig verhältst; damit es nicht heraus komme, als hättest du deinen Sohn bei mir verklagt, denn sonst könnte es noch schlimmer gehen.

B. Ich sage nicht so viel; aber wenn die Mißhandlungen immer zunehmen, muß ich doch auch klagen. Ich möchte doch nicht vor der Zeit in das Grab gebracht werden. Wenn ich meinem Sohne hätte böse seyn wollen, hätte ich schon längst beim Landgerichte oder bei Ihnen wenigstens Klage stellen können. Ich wartete noch immer zu, aber jetzt wird es mir zu arg. Nicht genug, daß ich schon nimmer mein ausgemachtes Geld erhalten habe, sondern man fängt sogar an, mich schlechter zu verpflegen, und auch zu behandeln. Ich fürchte zuletzt körperliche Mißhandlungen. Daher habe ich mir schon oft den Tod gewunschen, um meinen Leuten bei Zeiten aus dem Wege zu gehen.

Pf. Sey getrost mein Alter, und verzage nicht! Wer weiß, ob ich nicht etwas Gutes ausrichten kann. Ich denke doch nicht, daß dein Sohn gar so verwildert sey, und doch noch eine Ermahnung annehme. Um Gottes willen! es hängt ja doch

von der Behandlung seines Vaters das Glück oder Unglück seines ganzen Hauses ab. Mit einem solchen Betragen, das du mir kurz schildertest, wird er doch nicht Straflosigkeit oder etwa noch Glück hoffen können. Ich verspreche dir, mein Möglichstes zu thun, daß ein so böses Beispiel in meinem Pfarrsprengel bald aufhöre.

4. Die lüderlichen Töchter.

Schullehrer. Hochwürden Herr Pfarrer! eine Taufe.

Pf. Für wen?

Sch. Für ein Schreierkind.

Pf. Schon wieder ein lebendiges Kind? Jetzt taufe ich schon das siebente lebendige Kind aus Einem Hause. Das ist doch zu arg! Und leider leben alle Kinder noch. Was wird aus diesen werden? Ihre Mütter sind lüderliche Weibsbilder, die nicht arbeiten, sondern immer wohlauf leben wollen. Ihre Brüder sammt den Aeltern sind keinen Batzen werth. Wir erleben noch die Gant. Und was fängt nachher die zahlreiche Familie an?

Sch. Sie muß betteln oder stehlen.

Pf. Aber die armen Kinder!

Sch. Um die ist es leider geschehen, wenn sich ihrer Niemand annimmt.

Pf. Sie dürfen nie bei ihren Aeltern bleiben, sonst werden sie ebenfalls Taugenichtse und Diebs-

leute. Sie müssen unter die Gemeinde vertheilt werden.

Sch. Da wird's wieder zugehen! Kein Mensch wird sie gerne nehmen, weil sie schon sehr verdorben sind.

Pf. Und doch muß es geschehen. Mit einer strengen Zucht kann doch noch Etwas ausgerichtet werden.

Sch. Diese Leute machen der Gemeinde Verdrusse und Schaden, daß es schrecklich ist.

Pf. Ja wohl sind sie eine Gemeindelast.

5. Von den Hebammen.

Kölbin. Weißt was Neues? Meine Nachbarin ist nach München gereist, und bleibt dort mehrere Wochen.

Rieplin. Was? Janklin? nach München? und so lange dort bleiben? und warum?

K. Sie will ja die Hebammerei lernen?

R. Die da? Wer zahlt's?

K. Die Gemeinde.

R. Nur immer die Gemeinde, welche nicht genug bezahlen kann. Für was brauchen wir eine gelernte Hebamme? Die alte Krämerin wäre gut genug. Wer hat dieß wieder heraus gedüpfelt?

K. Der Landarzt.

R. Ich habe mir's gedacht. Ein Kalfakter will wieder einen Kalfakter.

K. Er machte die Anzeige beim Landgerichte, daß schon drei Vierteljahr keine geprüfte Hebamme im Dorfe sey, und von daher kam der strengste Befehl an die Gemeinde, eine Person auszumitteln, der sie auf ihre Kosten die Hebammerei in München lernen lassen sollte. Und da wußte die Gemeinde keine bessere als die Zanklin.

R. Sie ist ja eine schwatzige Schwäbin, also hat sie auch mehr Hirn im Kopfe. Aber die, wenn sie zurück kommt, wird ihren Kopf strecken! da müssen wir sie schon Madame heißen.

K. Wir wollen nachher schon sehen, ob auch Etwas dahinter ist, und sie ihr Geld nicht umsonst verzehrt hat.

6. Vom Eide.

Köchin. Hochwürden Herr Pfarrer! gehen Sie doch zur Kramertochter, und suchen Sie selbe zu trösten; denn sie weint und schreit, daß sie sich den Tod anthun wolle.

Pf. Warum denn?

K. Ach, der Schreierhiesel hat sie angeführt, und was das Schrecklichste ist, auch sich bei Gericht weggeläugnet, und sogar falsch geschworen.

Pf. Daß sie sich aber mit dem berüchtigten Burschen hatte abgeben mögen!

K. Sie wissen selbst, wie er schmeicheln kann,

und mit Schmeicheln richtet man bei jungen Weibsbildern Alles aus.

Pf. Die Kathi dauert mich doch, denn sie ist ein gar so gutes Mädchen. Wie sich nur der schlechte Mensch daran wagte!

K. Solchen Kerlen ist nur um die Lust zu thun, sonst kümmern sie sich um Nichts. Wir haben da wieder ein Beispiel, daß solchen Nichts mehr heilig ist.

(In diesem Augenblicke kommt ein Brief vom Herrn Assessor an den Herrn Pfarrer, welcher auf das Dringendste gebeten wird, so bald als möglich eine Predigt über den Eid zu halten, weil die falschen Eidschwüre sehr häufig werden. Um diesen furchtbaren Gotteslästerungen Einhalt zu thun, sollte doch das Wesen des Eides und Meineides den Gemeinden recht begreiflich gemacht werden. Auf dieses wichtige Gesuch hielt der Pfarrer diese Predigt:)

„Ich aber sage euch: Ihr sollet gar nicht schwören. — Eure Rede soll seyn; Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Bösen.“ Matth. 5, 34 u. 37.

Der menschlichen Schwachheit wegen wurde der Eid eingeführt, und er kommt wahrlich vom Bösen; denn der Eid zeigt entweder die Unbeständigkeit des Schwörenden oder die Hartnäckigkeit desjenigen an, wegen dessen man schwört, der anders nicht bewogen werden kann, daß er glaube. Doch kann die

Nothwendigkeit den Eid entschuldigen, wenn er nämlich in sehr wichtigen Dingen oder von der Obrigkeit abverlangt wird. Wenn unser lieber Heiland sagt: „Eure Rede sey nur immer ja, ja; nein, nein," so will er damit sagen, daß man nicht aus Gewohnheit und wegen Kleinigkeiten schwören soll. Der Herr will uns vorzüglich ermahnen, wir sollen nicht gar zu leichtsinnig und geneigt zum Eide seyn; denn aus der Gewohnheit zu schwören sind schon unzählige Uebel entstanden. Und wer oft und gerne schwört, dem glaubt man am wenigsten.

Weil nun kein Mensch sicher ist, ob er nicht heute oder morgen einen Eid ablegen muß, und damit Niemand falsch schwöre, so will ich eigens einen Vortrag über den Eid und Meineid halten, wie ich es vor vierzehn Tagen angekündigt habe. Die Sache ist einmal zu wichtig, und leider wird sie heutzutage zu wenig erkannt, sonst würden nicht so viele falsche Eide in und außer den Gerichten abgelegt werden.

Euch besonders darüber zu belehren, fordert schon meine Pflicht als Seelsorger, aber ich bin noch besonders von einem rechtschaffenen Beamten dazu aufgefordert worden; denn er hat nicht Ein Mal die schauderhafte Erfahrung gemacht, daß theils aus Unwissenheit, größtentheils aber aus Lüderlichkeit und Bosheit vor seinen Augen und Ohren falsche Eide abgelegt wurden. Da mich nun meine Seelsorgerpflicht und die löbliche Aufforderung eines

achtbaren Beamten zu einem Vortrage dieses Betreffes dringen, so glaube ich gerade heute die passendste Gelegenheit zu haben, weil ich vor vierzehn Tagen schon vom zweiten Gebote Gottes gesprochen, und einen eigenen Vortrag über den Eid und Meineid angekündigt habe.

I.

Am ersten lasset uns vernehmen,

1) was der Eid ist.

Er ist eine Betheuerung oder Verheißung unter Anrufung Gottes oder eines heiligen Gegenstandes. Wer Gott zum Zeugen anruft, indem er Etwas behauptet oder verspricht, legt einen Eid ab.

2) Von der Entstehung des Eides lehrte der hl. Chrysostomus, daß der Eid nicht so alt ist als die Welt, sondern daß er erst lange nachher entstand, als die Bosheit der Menschen immer mehr sich ausbreitete.

So lange die Menschen noch an Zahl gering waren, und noch wenige Bedürfnisse hatten, waren auch ihre Sitten einfach. Sie lebten freundlich unter einander, und beobachteten in ihrem Umgange die genaueste Treue und Redlichkeit. Aber wie sie sich in der Welt ausbreiteten, nahm auch ihre Bosheit zu; sie machten sich selbst tausend Bedürfnisse, und wurden dadurch zum Betruge und zu Uneinigkeiten verleitet. Den Worten der Menschen und

ihren feierlichsten Betheuerungen konnte man keinen Glauben mehr beimessen. Von nun an begannen die Eide, um den Lügen zu steuern, und die Menschen dadurch zur Wahrhaftigkeit zu bewegen.

3) Der Eid ist im Grunde nur zweifach; es kann nämlich einen Bejahungs- und Versprechungseid geben.

Beim ersten bekräftigen wir Etwas von einer gegenwärtigen oder vergangenen Sache mit Ehrfurcht, wie der Apostel Paulus den Galatern (K. 1, 20): „Sehet, vor Gott sage ich das; denn ich lüge nicht."

Beim Versprechungseide versprechen oder bekräftigen wir Etwas als gewiß. Wie David, welcher seiner Gemahlin Bethabet durch Gott seinen Herrn schwur und versprach, daß ihr Sohn Salomon einst Erbe des Reiches und sein Nachfolger auf den Thron werden soll. (3 Kön. 1, 30.)

Der Form nach aber giebt es noch

a) andere Eide, z. B. einen feierlichen, wo ein Geistlicher zugezogen wird. Die Gerichtstafel ist mit schwarzem Tuche bedeckt, worauf ein Todtenkopf und ein Crucifix zwischen zwei brennenden Wachslichtern stehen. Die Thüren der Gerichtsstube werden geöffnet, und das Evangelienbuch wird zur Handauflegung vorgehalten. Das Alles geschieht bei dem feierlichen Eide.

b) Dann giebt es einen Verpflichtungs- oder Amtseid, den die Beamten und das Militär ablegen müssen;

c) einen Reinigungseid, um sich von einer Anschuldigung frei zu machen;

d) einen Schätzungseid, daß man mit Wissen und Gewissen eine Sache abschätzen wolle;

e) einen Huldigungseid gegen seinen Landesherrn;

f) einen Unterthaneneid bei Erlangung des Staatsbürgerrechtes, und

g) einen Religionseid, durch welchen Jemand versichert, daß er einer gewissen Religionsparthei zugethan sey.

4) Und alle diese Eide werden durch Aufhebung der ersten drei Finger der rechten Hand unter deutlicher Aussprechung der Eidesformel abgelegt. Aber Priester und Frauenspersonen legen beim Schwören die rechte Hand auf die linke Brust.

5) Zur Gültigkeit eines Eides werden Wahrheit, Ueberlegung und Gerechtigkeit erfordert.

Die Wahrheit muß bei einem Eide am ersten seyn. Was bekräftigt wird, muß wahr seyn; und der schwört, muß selbst glauben, daß er in Wahrheit schwöre.

Und wer Etwas verspricht, muß ernstlich gesonnen seyn, das Versprochene auch gewiß zu leisten.

Dann wird zum Eidschwur noch Ueberlegung erfordert. Alles soll dabei mit Ernst und Bedachtsamkeit geschehen; ferne sey da Uebereilung oder gar Verwegenheit. Man muß auch zugleich auf die Zeit, auf den Ort und auf allerlei Um-

stände Acht haben. Man darf sich durch keinen Haß, durch keine Liebe oder durch irgend eine Leidenschaft verleiten lassen, sondern man muß stets die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Eides im Auge haben, damit nicht in der geringsten, unbedeutendsten Sache, ohne Grund, ohne Ueberlegung, bloß aus böser Gewohnheit geschworen werde, was aber fast täglich von Käufern und Verkäufern geschieht.

Da also zu einem Eidschwure Ueberlegung und Klugheit erfordert wird, so dürfen keine Kinder vor Gericht schwören, bis sie das vierzehnte Jahr vollendet haben.

Endlich darf nur in Gerechtigkeit geschworen werden. Ungerechtes und Unerlaubtes darf und soll man nie beschwören, sonst häuft man Laster auf Laster.

So schwur gleich David, den geizigen Nabal zu tödten.

Herodes schwur, seiner Tochter, die sehr schön tanzte, Alles zu gewähren, was sie nur verlangte.

Die Juden schwuren, eher Nichts mehr zu essen, bis sie Paulus getödtet hätten.

Räuber und Mörder schwören auch, einander beim Rauben und Morden beizustehen.

Alle dergleichen Schwüre sind nicht recht und gültig.

6) Es trifft sich aber oft, daß man schwören muß. Dieses gilt aber nur in sehr wichtigen

Dingen, und wann man von der Obrigkeit dazu aufgefordert wird.

So bedienten sich selbst die heiligen Apostel des Eidschwures, wie aus ihren Briefen zu ersehen ist. Auch die Engel haben bisweilen geschworen; ja sogar Gott selbst hat bei verschiedenen Gelegenheiten im A. T. geschworen. Und auch sein Sohn Jesus Christus schwur, wovon die heiligen Evangelien noch Zeugniß geben.

So glaube ich deutlich genug vom Eide gesprochen zu haben. Mir liegt noch daran, auch vom Gegentheile, vom Meineide nämlich, besonders zu sprechen, zu dessen Anhörung noch größere Aufmerksamkeit erforderlich ist.

II.

Weil wir den Eid soeben genau kennen lernten, so müssen wir auch das Gegentheil, den Meineid, kennen, um diese schreckliche Sünde zu verabscheuen und sorgfältig zu meiden.

1) Der Meineid ist eine eidliche Aussage von Etwas, von dessen Unwahrheit man vollkommen überzeugt ist; oder auch ein eidliches Versprechen von Etwas, das man nicht halten kann oder nicht halten will.

2) Der Meineid ist eine der allergrößten Sünden. Denn wer einen falschen Eid schwört, der verläugnet die göttlichen Eigenschaften, oder verspottet

Gott. Entweder glaubt er nicht, daß Gott allwissend sey, und meint, Gott könne so leicht wie Menschen betrogen werden; oder er denkt: Gott bekümmere sich nicht darum, ob man wahr oder falsch spreche; es sey Gott einerlei, ob Jemand aufrichtig oder ein Lügner sey; Gott sey nicht so heilig und gerecht, daß er die Lügen bestrafe.

Glaubt aber der Meineidige noch an die Allwissenheit, Gerechtigkeit und Allmacht Gottes, so verspottet er sie. Auch gegen die Religion empfindet ein Solcher nicht die geringste Ehrfurcht. Würde er wohl sonst mit einer so wichtigen Religionshandlung, als der Eid ist, ein Gespötte treiben?

Ja, ein Meineidiger ist der ruchloseste Religionsspötter; er ist so tollkühn, daß er Gottes Gerechtigkeit gegen sich selbst auffordert, indem er sich Gott, dem Herrn und Richter der Menschen, feierlich darstellt, und ihn, den Heiligsten, sogar zum Mitlügner machen will. — Ein schreckliches Unternehmen!

3) Und doch, so furchtbar auch der Meineid ist, wird er häufig begangen. Daran sind vielerlei Ursachen Schuld:

a) Besonders führt eine Art Gottlosigkeit leicht zum Meineide.

Wenn auch Gott nicht ganz verläugnet wird, so ist man doch nicht recht von ihm überzeugt. Der Glaube an Gott ist nur ein halber, wo nicht weniger. Man ist leider schon gewohnt, Gott zwar

mit dem Munde zu bekennen, aber ihn nicht im Herzen zu haben.

Sind nun bei diesem Halbglauben auch keine guten Grundsätze vorhanden, so darf nur Hoffnung oder Furcht sich einmischen, und der falsche Eid wird bald geschehen seyn. Solche Menschen sind dann im Stande, das geringste anvertraute Gut abzuschwören, und um ein paar Groschen ein falsches Zeugniß abzulegen.

b) Eine fernere Ursache des Meineides ist die Hoffnung. Was thut nicht des Gewinnes halber der Geizige und der Wucherer? Denen ist das Allerhöchste feil, wenn sie nur brav Geld und Gut bekommen.

c) Und erst die Furcht! Wie viele Menschen hat diese schon zum Falschschwören gebracht!

Um seinen Credit, um seinen guten Namen, oder um sein Gewerbe nicht zu verlieren; wie viele falsche Eide sind schon deßwegen abgelegt worden!

Und wie viele falsche Eidschwüre werden noch bei den Gerichten von ledigen Burschen gemacht, damit sie nicht Vater und Ernährer ihres erzeugten Kindes seyn dürfen!

Wie viele falsche Eidschwüre werden auch von betrügerischen und diebischen Menschen gemacht, damit sie sich von ihren Schlechtigkeiten weglügen, und so der gesetzlichen Strafe entgehen können!

Und was das Thörichtste ist:

Diese elenden Menschen glauben oft noch, ihren

falschen Eid bei Gott wieder abbitten zu können. Sie halten Gott nur für gnädig und gütig; aber wollen nicht glauben, daß er auch heilig und gerecht ist, und deßwegen die Sünder, besonders die schweren strafen muß. Einem Meineidigen kann Gott nicht vergeben, wie er sich selbst ewig nicht vergeben kann; denn er hat sich selbst verleugnet, und seine Vernunft und sein Gewissen gleichsam mit Füßen getreten.

d) Die Rache ist ebenfalls eine Mutter vieler falschen Eide.

Ergiebt sich eine Gelegenheit, einen Zeugeneid gegen seinen Feind abzulegen, o da ist man geschwind dabei, ihn recht in's Elend zu bringen. Da wird geleugnet und geschworen, was man nur vermag, damit ja sein Feind sich nicht mehr herauswinden kann. Und regt sich auch in einem rachsüchtigen Menschen noch manchmal das Wahrheitsgefühl, so wird es gleich mit dem Gedanken unterdrückt, daß man seinem Feinde keine Wahrheit schuldig sey, und daß um ihn kein Schade sey.

Diese Verblendeten glauben, sich an ihrem Feinde zu rächen. Allein es wird noch eine Zeit kommen, wo ihr Gewissen erwacht, wo sie ihren ruchlosen Schwur verfluchen werden; wo sie ihrem eigenen Feinde gestehen müssen, was sie gethan, und was sie dazu verleitet, und wo sie durch Abbitte bei diesem, wie bei Gott und sich selbst vergeblich Ruhe suchen werden.

e) Und was die Rache nicht vermag, das vermag oft die Liebe. Das beste Herz empört sich, seinem Freunde durch einen Eid zu schaden. Ja, man will oft einen Anderen durch einen wahrhaften Eid nicht auf Lebenszeit, oder wohl gar eine ganze Familie nicht unglücklich machen; und so geschieht oft aus lauter Mitleid und zu großer Menschenliebe, daß man keinen wahrhaften Eid, sondern sogar einen falschen zu schwören sich getraut. Wer in diesem Falle nicht fest genug ist, und wem Wahrheit und Pflicht nicht mehr gelten, der kann leicht einen falschen Eid schwören. Bedächte doch Jeder: Wenn auch das Vaterland durch einen falschen Eid gerettet werden könnte, so sollte man doch keinen ablegen; denn man soll durchaus nichts Böses thun, damit Gutes daraus entstehe. Die Wahrheit geht ja doch immer dem Vaterlande vor; und sobald mehrere Pflichten zusammen treffen, muß die höhere Pflicht den Vorrang behaupten.

f) Endlich können auch List, Ueberredung und selbst Gewalt angewendet werden, um Andere zu falschen Aussagen zu bewegen. Es giebt gewissenlose Menschen genug, die anrathen: Wenn du mit Leugnen nicht durchkommst, so schwöre dich los! Daher ist es kein Wunder, daß bei Gerichten so häufig falsch geschworen wird. Ja, man sucht sich und Andere dadurch zu beruhigen: Daß man, wenn man schwöre, etwas Anderes dabei denken soll.

Ist aber dieses nicht ungerecht und toll? Wird denn der Eid nicht wörtlich vorgelesen? und muß man den Eid nicht wörtlich nachsprechen? Beschwört man nicht ausdrücklich das wörtlich Nachgesprochene? Hier kommt ja Alles auf das Wörtliche an; hier gilt Alles im genauesten Verstande: Nach deinen Worten wird man dich richten, nach deinen Worten wird man dich verdammen.

Sehet, meine Christen! aus wie vielen Quellen der Meineid entspringen kann. Nun lasset uns aber auch die traurigen Folgen des Meineides vernehmen, die für Andere und für den Meineidigen selbst nachkommen.

4) Der Meineid ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Ach, durch falsche Zeugnisse ist mancher Unschuldige und Rechtschaffene in Schaden und Verdruß, in Ketten und Bande, auf die Folterbank und zur schrecklichsten Todesstrafe gekommen.

Durch falsches Zeugniß kam der ägyptische Joseph unschuldig in's Gefängniß, der unschuldige Naboth wurde todt gesteinigt, Daniel in die Löwengrube geworfen, Susanna als eine Ehebrecherin verurtheilt, Mardochäus beinahe an den Galgen gebracht, Gottes Sohn selbst an's Kreuz geschlagen, und noch tausend andere Gerechte wurden verfolgt und getödtet.

Der Meineidige versündigt sich wider die ganze menschliche Gesellschaft; denn die Wohlfahrt derselben wird gestört, wenn nur lauter falsche Zeugnisse

abgelegt, oder eidliche Verheißungen gebrochen werden. Da muß aller Glaube und alles Vertrauen aufhören, und kein Wort mehr hat dann eine Gültigkeit. Wahrhaft schrecklich wäre dieser Fall, wovor uns Alle Gott behüten möge.

Endlich versündigt sich der Meineidige wider sich selbst sehr schwer. Er beraubt sich der Gnade Gottes; denn Gott ist kein Freund der Lügner und Betrüger. Er verschmäht die ewige Seligkeit, weil er oft schwört, keinen Antheil an der Seligkeit haben zu wollen. Er macht sich auf seine ganze Lebenszeit ein unruhiges Gewissen; denn nur ein einziger falscher Eidschwur giebt keine Ruhe mehr. Endlich hat er ein schreckliches Gericht in der anderen Welt zu erwarten, wenn er nicht zur rechten Zeit noch aufrichtige Bußr über seinen Meineid gethan. Denn wohin soll nach dem Tode ein Gotteslästerer, ein Betrüger, ein verstockter Lügner, ein Räuber, ein Gewissenloser und Mörder kommen? wo anders hin, als gleich in die Hölle, wo viele seines Gleichen ewig Gott fluchen und verwünschen?

Und wenn auch der Meineidige die ewige Strafe nicht berücksichtigt, so kann ihn gar leicht bei Lebenszeiten die weltliche Strafe noch schwer treffen. Ist Einer als ein Meineidiger bekannt, so wird er gewiß von Jedermann verachtet und gemieden. Und die Obrigkeit wird nicht säumen, einen Solchen nach den Gesetzen streng zu strafen.

Im hohen Alterthum schon ward der Meineid

durch Gesetze hart verpönt, so gleich im mosaischen Gesetze. Er konnte durch keine Opfer versöhnt werden; und wurde ein falscher Eid vor dem Richter abgelegt, so wurde er mit dem Tode bestraft. Bei den Griechen und Römern blieb der Meineid, sobald er entdeckt wurde, nie ungestraft. Bei uns war vor Alters das Gesetz, dem Meineidigen die drei Fingern abzuhauen, womit er falsch geschworen hatte. Und jetzt noch wird der Meineidige mit Ehrlosigkeit, Geldbuße, Gefängniß, Landesverweisung und mit Ausstellung am Pranger bestraft.

Das Alles hat der Meineidige zu gewarten.

III.

O meine Christen! wenn ihr noch Religion und Gewissen haben wollet, fliehet die Lüge überall, und gewöhnet euch daran, allenthalben und zu allen Zeiten so die Wahrheit zu reden, als wenn ihr dazu schwöret, so werdet ihr die Wahrheit gewiß auch vor Gericht reden. Enthaltet euch alles Schwörens, damit nachher der Schwur, wenn ihr ihn vor dem Richter ablegen sollet, für euch etwas Außerordentliches sey, und um so mehr euer Herz erschüttere. Erlaubt ihr euch im gewöhnlichen Umgange mit Anderen falsch zu schwören, so werdet ihr gar leicht auch vor der Obrigkeit falsch schwören. O gewöhnt euch doch zur hohen Achtung der Beamten, und tretet in keine Stube

der Welt mit so vieler Ehrfurcht ein, als in die Gerichtsstube. Dieß wird euch gut zu Statten kommen, wenn ihr einmal zur Ablegung eines Eides in eine solche Stube kommt. Die Heiligkeit des Ortes wird sich mit der des Eides verbinden, und beide vereint, werden euch vor jeder wissentlich falschen Aus- und Zusage sichern. Jeder hat Zeit, sich zu besinnen. Niemand soll dabei auf andere Menschen hören, oder auf seine Leidenschaften, sondern bloß auf sein Gewissen. Er hat besonders gegen die Furcht vor Verlüsten zu kämpfen, die er sicher durch die Religion, durch den Glauben an Gott und die Ewigkeit besiegen kann. Was ist es denn, was man verliert, wenn man keinen falschen Eid thut? Habe und Gut etwa? O diese gebe man lieber hin, und sichere sich dadurch das höchste Gut — die Rechtschaffenheit. Freunde etwa? Man lasse sie fahren, und behalte sein Herz zum Freunde; denn derjenige, zu dessen Vortheil ich einen falschen Eid ablegen soll, um ihn fernerhin noch meinen Freund nennen zu können, ist nicht mein Freund. Ruhe etwa? Lieber Krieg um uns und Friede in uns, als umgekehrt! Ehre etwa? Lieber Schande, die doch immer geringer ist als ein falscher Eid. Freiheit etwa? Besser, durch die Wahrheit in Ketten kommen, als durch einen falschen Eid wieder auf freien Fuß gelangen; so häuft man doch wenigstens nicht Verbrechen auf Verbrechen. Das Leben etwa? Nun,

so verderbe lieber den Leib als die Seele, wenn diese nicht anders zu retten ist!

Ist es ein Zeugeneid, den man abzulegen hat, so sage man nicht mehr und nicht weniger aus, als man weiß; man sage es auch nicht anders aus, als man es weiß. Jeder bemerke genau, aber auch redlich, was ihm selbst gleich zweifelhaft schien, oder worauf er sich nicht mehr besinnen kann. Er habe dabei bloß das im Auge, was er aussagen soll, und lasse den ganz aus seinem Auge, für den oder wider den er aussagen soll. Er sey Freund oder Feind, in dem Augenblicke sey er ein ganz fremder Mensch. Man habe keinen Freund weiter als die Wahrheit, keinen Feind weiter als die Lüge.

2) Ist es ein Reinigungseid, den man schwören soll, so habe man ja nicht genug daran, daß man, wenn man geschworen hat, vor der Welt rein ist, sondern man sey schon vorher selbst rein.

3) Ist es ein Erfüllungseid, der Jemanden auferlegt wird, so muß er dadurch nicht erst das Recht auf seine Seite bekommen, sondern er muß vorher schon die feste Ueberzeugung haben, daß ihm das Recht von Gott und Rechtswegen zustehe.

4) Ist es ein Zusage- oder Versicherungseid, der auferlegt wird, so sage man Nichts zu, und mache sich zu Nichts anheischig, was man nicht halten kann und will.

Nur dann kann Jeder bei gerichtlichen Eiden

ruhig und getrost seyn. Ja, freuen kann er sich sogar seines abgelegten Eides, weil er Wahrheit, Sicherheit, Recht und Unschuld unterstützte. Handelt er aber nicht so, geht er leichtsinnig und ruchlos mit den Gerichtseiden um, so kann ihm nur das Allerschrecklichste bevorstehen. Ein Brandmal hat er sich aufgedrückt, das selbst die Ewigkeit nicht tilgen kann. Die Hölle ist dann in des Meineidigen Brust, und der Teufel ist sein eigenes Gewissen. Dieses erwacht gewöhnlich in seinen letzten Tagen. Wenn er dann so daliegt, wie ein Missethäter, der entfliehen will und nicht kann; wenn er Tag und Nacht keine Ruhe hat, und immer mit verdrehten Augen gegen den Himmel blickt; wenn alle seine Angehörigen und Freunde von ihm sich entfernen, um nicht Zeugen seines Jammers und seiner Verzweiflung zu seyn; und wenn er zum Glücke noch sein scheußliches Geheimniß einem Priester offenbaren kann, damit er Gottes Gnade und Barmherzigkeit erlangen möchte, — wer schaudert nicht da vor dem Meineide mehr als vor seinen Qualen zurück!

Oft aber erwacht auch das Gewissen schon früher, und er treibt sich rastlos unter den peinlichsten Bissen umher. Dann ist er überall unstät und flüchtig, bricht schnell jede Freude ab, kann Niemanden offen in die Augen sehen, flieht Kirche und Altar, flieht endlich selbst die Welt, schließt sich ein, und mordet sich vielleicht.

Derjenige nun, der einmal einen falschen Eid

abgelegt hat, nehme sich das wohl zu Herzen, übergebe sich lieber selbst den Händen der strafenden Gerechtigkeit, damit er seine Ruchlosigkeit durch Buße wieder gut mache, oder vertraue sich einem ordentlichen Priester, der ihm mit Rath und That beistehe. Und derjenige, der im Begriffe steht, einen Eid zu leisten, überlege es wohl, ob er ihn mit gutem Gewissen ablegen kann. Nur die Ermahnung unsers lieben Heilandes nicht vergessen: Lieber gar nicht schwören. Eure Rede soll seyn: Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Bösen! Amen.

7. Der Feuerlärm.

Feuer! Feuer! Feuer!

Wo brennt's?

Beim Matheisen.

Ach Gott! in dem elenden Häuschen! Die Flammen schlagen schon zu den Fenstern heraus!

Sprengt die Thüre ein!

Jesus Maria! Kinder schreien darin!

Eine Axt spaltet mit zwei Streichen die Thüre, und ein Qualm Rauch dringt heraus. Ein Mann stürzt doch in die Stube, und bringt glücklich die zwei Kinder heraus, die schon stark angebrannt waren. Das Häuschen war bald ein Aschenhaufe, denn es war ganz hölzern und ohnehin vor Alter morsch.

Nach Aussage der Kinder wurden sie allein zu Hause gelassen, und sie spielten mit den Hobelspänen, die in der Nähe des Ofens waren. Auf Ein Mal fingen diese Späne zu brennen an, und die Kinder wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie stark schrien, welches noch glücklicher Weise gehört wurde.

Wirth. Daß doch keine kleine Kinder mehr allein zu Hause gelassen werden möchten! und so viele traurige Fälle man schon davon erlebte, so lassen sich die Leute doch nicht witzigen!

Vorsteher. Ueberhaupt geht man noch bei uns mit Licht und Feuer so unvorsichtig um, als wenn sie gar nicht brennten. Mich wundert's nur, daß sich nicht mehr Unglücksfälle ereignen. Und es giebt doch so viele treffliche Verordnungen über Feuerversicherungen, daß, wenn man sie befolgte, es unmöglich, oder doch nicht so leicht wäre, eine Gefahr erleiden zu dürfen. Aber es nutzt Nichts, man läßt lieber Alles über seinen Kopf wegbrennen, als sich davor schützen. Gerade die Matheisenleute waren auch solche, die Nichts glauben wollten, bis sie es bitter erfuhren.

W. Jetzt wird es mit dem Hause und der Einrichtung Noth haben.

V. Kein Wunder, weil ihnen sehr wenig vergütet wird. Nicht Ein Mal habe ich es ihnen gesagt, daß sie ihr Haus immer zu gering assekuriren, und daß es bei ihrem feuergefährlichen Hause gar

nicht überflüssig wäre, wenn sie auch ihre Einrichtung versicherten. Wenn ich dieß sagte, wurde ich immer ausgelacht und abgewiesen. Jetzt müssen sie leider büßen.

W. Wenn sich ihrer Niemand erbarmt, und wenn keine milde Beisteuern fließen, so können sie kaum das Haus aufbauen, geschweige sich sonst Etwas anschaffen. Doch der liebe Gott wird sie nicht verlassen. Ihren Leicht- und Starrsinn müssen sie immer genug büßen.

8. Der Keferloher Markt.

Schreierbäuerin. Habet ihr meinen Mann nicht gesehen? kommt er nicht bald nach?

Bauern. Ja, wir sahen ihn wohl auf dem Markte, mit einem tüchtigen Brand, aber wir zogen bald ab.

Eine Truppe Burschen. Juhei hasa! in Keferlohe ist ein Leben. Da darf man sich rühren, daß es eine wahre Lust ist. Wenn es auch Püffe giebt, so darf man sie wieder hinaus geben, unbekümmert, ob's Einem recht ist oder nicht. Wir sind noch gut weggekommen; wir haben doch noch unsere Hüte und unser Gewand ganz.

Schr. Wisset ihr Nichts von meinem Manne?

B. Ein Mal hat er einen tüchtigen Rausch und dann sahen wir ihn raufen; mehr aber wissen wir nicht. Bei diesem Haufen, worin er sich her-

umbalgte, war nicht gut stehen; denn es gab da Püffe von allen Seiten. Bäuerin! gieb Acht, daß dir dein Bauer auch nicht mittheilt, wenn er heim kommt.

Schr. Gott im Himmel! wie wird es meinem Manne gehen? Wenn ich nur mit gegangen wäre, so wüßte ich Alles genau. Kein Mensch kann mir etwas Rechtes sagen. Da kommen jetzt noch Einige, vielleicht sind sie gar die letzten, und wissen von meinem Manne. Liebe Leute! habet ihr gar nicht meinen Mann gesehen?

Leute. Ja wohl, er liegt erbärmlich erschlagen im Wirthshause. Er hat sich zu viel herausgenommen, was nicht leicht in Keferlohe gelitten wird. Die Prügel wurden ihm keferloherisch aufgesäet. Mit seinem Gewande ist man auch nicht besser umgegangen; du wirst gut thun, wenn du ihm einiges schickest, damit er nicht nackt nach Hause darf, wenn er noch gehen kann. Es sind ihm dieses Mal zu viele geworden, und man hat ihm tüchtig zugemessen, wie er sonst gerne ausgemessen hatte. Halte dich nicht auf, er war ja auf dem Keferloher Markte, und kann eine Zeitlang daran denken.

Schr. Mir möchten die Füße brechen vor Schrecken und Kummer. Der Teufel hat den Keferloher Markt aufgebracht, weil es da nimmer menschlich hergeht.

9. Das Allerseelenfest.

Derjenige ist ein eifriger Seelsorger, der auf Alles, was sich in seiner Gemeinde ereignet, achtsam ist, und frischweg die vorgefallenen Unfüge und Mißbräuche ahndet und dadurch abzustellen sucht. So that dieses gleich ein Pfarrer am Allerseelensonntage in einer Predigt. Er sagte im zweiten Theile: „Wie sich gar gerne zu manchem Guten der Mißbrauch gesellte, so zeigten sich auch bei vermeintlicher Hilfeleistung der armen Seelen im Fegfeuer allerhand Mißbräuche.

a) Manche Leute bilden sich ein, man könnte die leidende Seele nur durch eine bestimmte Anzahl von Gebeten aus dem Fegfeuer erlösen; daher die Betrübniß Einiger, wenn sie nicht so viel beten konnten.

b) Die aber recht viel beten und heilige Messen lesen lassen konnten, glaubten oft vermessentlich, daß sie sich vom Fegfeuer losgekauft haben. Diese Menschen vergaßen gar leicht die strenge Gerechtigkeit Gottes. Und was für Folgen diese Meinung hatte, kann man sich leicht denken.

c) Andere meinten für sich oder für die armen Seelen ein Verdienst erworben zu haben, wenn sie die Fasten hielten, d. h., wenn sie zwar kein Fleisch aßen, aber desto mehr mit Anderem sich übersättigten. Von der Bezähmung der Fleischeslust und anderer Begierlichkeiten, von Versagung mancher

Lustbarkeiten, von Unterdrückung des Stolzes, von Versöhnung und dergl. wußten sie Nichts.

d) Und mit dem Zuwenden der Abläße sieht es oft gräulich aus. Fraget nur die Beichtväter, wie die Abläße oft gewonnen werden. Ja, was will ich von Gewinnen sagen? Gar Viele gewinnen Nichts, entweder weil sie nicht recht gebeichtet, oder so keinen rechten Bußsinn haben. Merket euch, meine Christen! um einen vollkommenen Ablaß wahrhaft zu gewinnen, muß eine ernstliche Buße, eine wirkliche Besserung geschehen. Die Hurereien, die Feindschaften, die Zänkereien und Schlägereien, die Böllereien und andere schwere Sünden müssen aufhören. Unterbleibt das Alles nicht ganz, so kann niemals ein Ablaß wahrhaft gewonnen werden.

e) Endlich wird oft mit dem Almosengeben wenig oder gar kein Verdienst erworben. Viele machen sich groß damit, was sie Alles den Armen zukommen lassen. Sie wissen es so schön an den Fingern aufzuzählen, wie viele Pfenninge, wie viele Laibl Brod sie den Armen gegen ein unausbleibliches Vergeltsgott ausgetheilt haben. Damit glauben sie Alles schon gethan zu haben, wenn sie gleich nicht aus Liebe zu Gott und ihren Mitmenschen Almosen geben oder sonst gute Werke verrichten.

Einen Unfug, einen Mißbrauch, den ich vor einigen Tagen in meiner Pfarrei erfahren habe, kann ich nicht verschweigen. Ich muß ihn rügen, und euch eines Besseren belehren. Ich traute kaum

meinen Augen, als ich am Vorabende vor Allerheiligen Kinder selbst ansehnlicher und vermöglicher Aeltern mit einem Bettelsacke wie andere arme Kinder von Haus zu Haus um Brod betteln sah. Wenn ich arme Kinder betteln sehe, so thut mir alle Mal das Herz im Leibe wehe, geschweige, da ich hier Kinder wohlhabender Aeltern das ohne alle Noth treiben sah. Mein Leidwesen ist nicht ungegründet, weil ich selbst die traurigen Erfahrungen gemacht habe, daß aus den meisten Bettelkindern Diebe oder sonst schlechte Menschen werden. Ich dachte mir bei dem Anblicke, ich darf wohl sagen, reicher Kinder: Haben ihre Aeltern nicht mehr Ehrgefühl, nicht mehr Religion und Gewissen Schämen sie sich nicht, daß sie selbst ihre Kinder? zu Bettelkinder herabwürdigen? Glauben denn diese Aeltern, sich dadurch ein Verdienst zu erwerben, wenn sie zwar anderen Armen Almosen geben, aber das Ausgegebene wieder durch ihre eigenen Kinder herein betteln lassen? Haben solche vermögliche Aeltern ein Gewissen, wenn sie den Armen das bessere Brod, die reichlichere Gabe weghaschen lassen? Die Armen erhielten gewiß besseres Brod, oder sonst eine reichlichere Gabe, wenn man nicht den Bauernkindern eine Spende reichen dürfte. Haben, frage ich weiter, solche Aeltern Religion, die ihnen die Pflichten als Eheleute und Hausväter so sehr an's Herz legt, wenn sie ihre Kinder um ein weniges Brod herum betteln lassen? Wisset, ihr Ael-

tern! wessen ihr eure Kinder beraubt? Diese guten Kinder, die betteln müssen, verlieren alle Schüchternheit und Schamhaftigkeit, die ihnen gar so schön anstehen, und sie vor vielen Sünden bewahren; sie verlieren alles Ehrgefühl; sie werden keck, schamlos, schalkhaft, boshaft, faul und naschig; und was für Früchte derlei Eigenschaften bringen, könnt ihr in den Zucht- und Krankenhäusern sehen. Ist dieses Almosen ein Verdienst, wenn man es den Dürftigen entzieht, und es demjenigen reicht, der es gar nicht braucht? Ja, hörte ich sagen, dieser Gebrauch herrscht deßwegen, damit man für die armen Seelen mehr Vergeltsgott gewinne.

Also ein Vergeltsgott, welches die Kinder ohne allen Sinn und ohne Dankgefühl herlallen, soll den armen Seelen nützen? Ich glaube nicht, und ich habe auch im Katechismus Nichts davon gelesen, sondern es heißt darin, daß nur Beten, Fasten, Almosen, Abläße und die heiligen Messen den armen Seelen nützen können. Was heißt denn Vergeltsgott? Ich denke nichts Anderes, als daß es der Wunsch des Armen ist, Gott möge alle Wohlthaten vergelten, weil der Arme nicht im Stande ist, sie je in seinem Leben zu vergelten. Nun frage ich: Ist dieß eine wahre Wohlthat, wenn ich einem reichen Kinde Brod gebe, dessen die Aeltern selbst genug zu Hause haben? Hat dieses Vergeltsgott der reichen Bauernkinder für euch oder Andere einen Werth? Nein, sage ich. Die

selbst genug Brod und Anderes haben, sollen nicht betteln oder betteln lassen. Es ist Sünde, wer solches treibt.

Meine Christen! Nicht umsonst habe ich dieses heute vorgebracht. Ich hätte mir ein Gewissen daraus gemacht, wenn ich nicht davon gesprochen hätte; ich würde meine Seelsorgerpflichten nicht erfüllt haben. Ihr würdet euch genug gehört haben, und gewiß hättet ihr euch nicht vorgestellt, was alles Nachtheiliges sich aus diesem Unfuge zeigt, der nur aus Aberglauben und Unwissenheit entstanden ist. O ihr vermöglichen Aeltern! ich bitte euch mit aufgehobenen Händen, lasset nimmer eure Kinder betteln gehen. Liebet eure von Gott anvertrauten Kinder mehr, und leitet sie nicht selbst zum Verderben an. Schicket eure Kinder nur fleißig in die Kirche und Schule, und schauet streng auf all ihr Thun und Lassen. Suchet euch durch mildreiche Gaben Vergeltsgott von wahrhaft Armen zu erwerben. Diese Vergelsgott werden dann euch und den armen Seelen nützen. Ich bitte euch, folget mir, der es aufrichtig gut mit euch und euren Kindern meint. — Und öffentlich seyen hiermit diejenigen Aeltern gelobt, die dem abergläubischen Vorurtheile nicht huldigten, und ihre Kinder nicht in den Bettel schickten. Mich freuten diese Wenigen unendlich, und ich achte sie als Leute, die Ehrgefühl, Religion und Gewissen haben. Bleibet nur

bei euren guten Grundsätzen, mag die abergläubische Welt sagen und thun, was sie will.

Nun habet ihr gehört, was für Hilfsmittel ihr zum Troste und Heile der armen Seelen im Fegfeuer ergreifen sollet. Ihr habet auch die Mißbräuche und Unfüge vernommen, die da oft begangen werden, und Nichts nützen, ja sogar schaden. Seyd doch vernünftige Christen, und thut das Bessere, das euch von eurem Seelsorger und von anderen verständigen Leuten anempfohlen wird. Und so schließe ich mit dem Ausspruche des heil. Chrysostomus, den ich gleich Anfangs gesagt habe: „Den Verstorbenen müssen wir zu Hilfe kommen, aber nicht bloß mit Thränen, sondern mit Gebet, mit Almosen und Opfern.“ Amen.

10. Das Kammerfenster.

Mayersimer. Resi, schläfst schon?

R. Nein; geh' nur ein am Thürl, zieh' an am Schnürl, geht recht leicht auf!

S. Weil ich nur bei dir bin.

R. St! ich höre was, sey ruhig!

S. Ah, die Gaßlbuben sind's; sie gehen uns nicht an.

R. Bst! sie scheinen doch vorm Haus zu bleiben, und werden immer lauter. Zuletzt wird mein Vater noch wach, dann giebt es ein Höllenspektakel.

Die Buben. Simer 'raus, oder wir schlagen ein Loch in's Haus!

S. Ich bin verrathen! jetzt wo aus, wo an?

R. Mache nur, daß du hinaus kommst, ehe dich mein Vater erwischt.

(Der Simer schlüpft rückwärts aus dem Hause, welches aber von den Buben umringt war. Jetzt ging's an ein Schreien und Lärmen, als wenn das ganze Haus brennte, und Stecken und Prügel fielen tüchtig auf den Simer los. Der heftigste Gegner war der Scheuergörg, der endlich mit blankem Messer auf den Simer eindrang. Auch der Simer zog sein Messer, und beide fuchtelten gegen einander, bis der Görg fiel, und Jesus Maria schrie. Der tumultarische Haufe war plötzlich verschwunden, und der Erlmüller kam mit einem Lichte aus seinem Hause, um nachzusehen, was es giebt, aber wie erschrak er, als er den Görg im Blute liegen sah. Er rief seine Leute herbei, und ließ den Verwundeten in sein Haus bringen, um seiner zu pflegen. Der gerufene Arzt fand die Stiche sehr bedenklich, weil alle in dem Unterleibe waren, und es kam darauf an, ob die Gedärme stark verletzt, und die Wunden noch heilsam seyen.)

Müller. Ein solches Kreuz muß ich auch erleben! Das verfluchte Kammerfenstergehen!

Arzt. Ja, das hat schon viele Unglücke verursacht.

M. Hätte ich nur meine Resi aus dem Hause

gethan, aber die Mutter war immer dagegen. Wenigstens wäre dieses Unglück nicht geschehen.

A. Die Mädchen sind oft viel Schuld daran, die sich geschmeichelt fühlen, wenn sie brav Zulauf bei der Nacht haben. Aber da giebt's meistens Eifersucht, Streit und Schlägereien.

M. Ich habe es der Resi so oft gesagt, daß sie sich den Burschen, wenn sie zur Nachtzeit kommen, nicht hingeben soll. Ich selbst wachte oft, um dergleichen Besuche abzutreiben. Und gerade heute mußte ich es übersehen! Nebst dem großen Unglücke muß ich noch die Schande erleiden, daß meine Tochter daran Schuld ist! Ich weiß nicht, was ich mit dem Mädchen anfangen soll. Im Hause darf sie mir nimmer bleiben. Sie muß weit von hier fort.

11. Vom Spielen.

Heutzutage möchte man gerne reich werden, aber es soll keine Anstrengung erfordern. Das liebste wäre freilich, wenn es durch Spiele geschehen könnte. Und dafür ist auch bestens gesorgt; denn der Basch und die Lotterie, die Karten und Kegeln und andere Gelegenheiten laden oft feierlich dazu ein. Mit einem paar Kreuzer kann man leicht hundert und tausend Gulden gewinnen. Der Schreierbauer, wie er merkte, daß seine Wirthschaft den Krebsgang geht, kam auf den Einfall, sein

Glück durch die Lotterie zu machen. Er setzte Anfangs wenig hinein; da er aber lange Nichts gewinnen konnte, glaubte er, es besser zu machen, wenn er auf mehrere Nummern setze. Ein paar gemachte Ambo machten ihm Muth, noch Mehreres zu wagen, und, um im Lotteriespielen aushalten zu können, mußte Mehreres vom Hauswesen verkauft werden. Vor jeder Ziehung zankte das Weib mit dem Manne, der fast immer mit einem Beutel voll Geld in den Lotterieladen ging; denn er hatte die fixe Idee, die Lotterie noch sprengen zu können, worauf es dann unermeßlich viel Geld gäbe. Aber der Schreierbauer hatte niemals das Glück. Seine Buben versuchten auf einem anderen Wege ihr Glück, und besuchten die Schieß- und Kugelstätten. Wann es zum Schießen und Kugeln zu finster wurde, gingen sie in das Wirthshaus, wo lustig gekartet, gewürfelt und gezecht wurde. Da wurde abgeheckt, dort gefärbelt, am dritten Platze gestichbrandelt und quadrillt. Um Schinken, Bratwürste, Schweinsköpfe oder Gänse zu gewinnen, wurde munter gebatschelt. Der Hiesel und der Kaspar ließen sich nirgends weich finden; und gab es auch noch Musik, dann ließen sie eine schöne Anzahl Zwölfer und Zwanziger springen, damit sie mit ihren Mädchen, deren immer Dutzende vorhanden waren, nach Tempo herum springen konnten. Alles war kreuzwohlauf beim Klange der Geigen, Horn und Trompeten, die Bursche pfiffen zum Ohrenzer-

reißen darein, und jodelten: Juhehe! hopsa sa! horax dax, nimm's bei der Hax! hupf drum 'rum, didl didl dum! — Bursche und Mädel wünschten nur, daß diese Gaude kein Ende nehme. — So lebten die Schreierbuben kreuzlustig mit ihren Kameraden, und machten sich noch Hoffnungen, mit dieser Lebensweise ihr Glück zu machen. Doch es dauerte nicht lange, weil die Thaler und Zwanziger ausgingen. Der Vater und die Kinder haus'ten so arg, daß sie sich bald nimmer fortzubringen wußten; und der Verdacht von Diebereien lag schwer auf ihnen. Er war nicht zu verargen, da man wußte, daß sie sehr wenig arbeiteten, und doch gut lebten. Von Tag zu Tag kam das Schreierhaus in üblen Ruf, so daß selten ein ehrlicher Mensch mehr hinein ging.

12. Von Religionsstreitigkeiten.

Nichts Unnützeres und Aergerlicheres giebt es, als wenn die Bauern im Wirthshause über Religionssachen disputiren. Da darf kein Andersgläubiger zugegen seyn, die Katholiken selbst gerathen leicht vor lauter Eifer in die Haare und Fäuste. Leider ist jetzt kein Dorf mehr, wo es sehr laue Christen giebt, die sich gar kein Gewissen mehr daraus machen in Uebertretung der Kirchengebote. Religionsspöttereien und Gotteslästerungen kann man häufig hören. Freilich muß dieses Skandal einen

christlichen Menschen ärgern. Der Wirth, wenn er den Muth hätte, könnte oft dergleichen viel verhindern; denn, wenn Flucher, Schwörer, Religionsspötter und Gotteslästerer einmal wissen, daß ihr Unwesen nicht geduldet wird, so werden sie seltner mit ihren Prahlereien auftischen. Und nicht selten kann auch ihr gottloses Maul gestopft werden, wenn die rechtschaffeneren Menschen sich von ihnen wegsetzen, oder gar aus dem Wirthshause gehen, um ihre ärgerlichen Reden nicht anhören zu dürfen. Das Wirthshaus ist der Ort nicht, über Religionssachen zu disputiren; und die Bauern sind auch nicht zu dergleichen Dispute gemacht. Dazu gehört mehr, um andere Leichtfertige und Gewissenlose eines Besseren überzeugen zu können. Was wollen die Bauern mit Andersgläubigen über Religion disputiren, da sehr wenige gut lesen können? Da sollen sie sich schon gar nicht einlassen. Wenn sie nun, was meistens geschieht, von den Andersgläubigen überflügelt werden, so wollen die Bauern am wenigsten nachgeben. Entgegen können sie selten etwas Gescheides sagen, also wollen sie handgreifliche Ueberzeugungen machen, die meistens sehr derb ausfallen. Jeder Gast behalte seine religiöse Ueberzeugung für sich, und trachte, sich auf eine andere Weise zu unterhalten. Der Stoff an Diskursen kann den Landleuten niemals fehlen; schon ihre Wirthschaft ist reichhaltig genug, um recht viel darüber plaudern zu können. Die Landleute sollen sich nur an ihren

Geistlichen und Schullehrern ein Beispiel nehmen, welche sie selten im Wirthshause über Religionssachen disputiren hören, weil kein Vernünftiger und Wohlgesitteter im Wirthshause Bekehrungen machen will. Auf dem Lande darf man schon zusammen halten, und da um so mehr, wo es wenige Ortsgenossen giebt. Kein Mensch soll da einen Anderen wegen seines Glaubens kränken. Wenn Obrigkeiten in dieser Hinsicht tolerant sind, dann sollen es die Ortsbewohner noch mehr seyn. Es ist nicht der Beruf eines Bauern, Andere eines Anderen im Glauben zu überzeugen. Dieses thun selbst die Geistlichen nicht, außer es ergeht an sie eine höhere Aufforderung; und da beobachten sie alle mögliche Klugheit und Schonung. Möchten sich nur immer die Bauern vornehmen, lieber aus dem Wirthshause zu gehen, als Religionsstreitigkeiten anhören oder zu erheben.

13. Die heilige Christnacht.

Es ist erschrecklich, wie es noch Christen geben kann, die das Heiligste mißbrauchen. Unser König Ludwig läßt die Geburtsfeier Jesu Christi mit der Mitternacht beginnen, um sich in die heilige Zeit hineinzudenken, wo unser lieber Heiland auf die Welt kam. Diese nächtliche Feier sollte die Christen zu größerer Andacht stimmen, und in ihnen mehr Lobpreisungen erregen. Alles stimmt zur

Feierlichkeit. Wenn man aus der düstern Nacht in das beleuchtete Gotteshaus gelangt, die Glocken feierlich ertönen, der Priester seine heiligen Gesänge und Opfer unter einer würdigen Musik hält, so kann sich leicht eine fromme Seele unter die heilige Familie und unter die Schaar der seligen Geister versetzen. Aber der böse Feind, der eine gemeinschaftliche Andacht nicht dulden will, sondern sie immer zu stören sucht, verführt häufig leichtfertige und unsittliche Menschen zu allerlei Unfügen. Doch Andachtsstörer brandmarken sich selbst, und entgehen selten der Strafe. Der Schreierbauer, schon bekannt als ein gottloser Mensch, verunehrte nach der Aussage seiner eigenen Dirne die heilige Nacht dadurch, daß er sich Schlag 12 Uhr Nachts nackend unter den Kühebahrn legte, um da seine Zukunft zu vernehmen. Der unbesonnene Mensch hätte nicht erst auf die Geister lauschen sollen, was sie ihm Neues sagen würden; er hätte nur sein Haus, seine Familie und sich selbst recht betrachten dürfen, und er hätte leicht sein künftiges Schicksal daraus wahrnehmen können. So einfältig und ärgerlich benehmen sich oft manche Menschen in der allerheiligsten Zeit. Und dieses Schicksalerforschen (man heißt es auf dem Lande l ö s e l n) wird noch häufig gemacht, und allerhand thörichtes Zeug dazu angewendet. So verkehrt kann noch jetzt in unserer Zeit ein Mensch und ein Christ handeln!

14. Von den Träumen.

Pritscherin. Du, Steinin! laß dir einmal sagen, was mir erst geträumt hat.

St. Ich hoffe doch etwas Gutes.

Pr. Mir kam vor, drei schwarze Katzen umwedelten mich, und liefen mir bis zu einem großen Wasser nach, wo die Schattlin, meine Nachbarin, Fische fing, welche die Katzen sogleich anbissen. Ich wehrte sie ab und erwachte darüber. Was muß wohl dieser Traum bedeuten?

S. Nichts Gutes, denn die Katzen, das Wasser und die Fische bedeuten Verdrusse, die dir wahrscheinlich deine Nachbarin noch machen wird. Also nimm dich davor in Acht! Mir träumte neulich was Besseres. Ich sah deutlich an einem Lotterieladen die fünf herausgekommenen Nummern, wovon ich drei errathen haben sollte. Vor Freude schlug ich die Hände zusammen, und erwachte. Ich merkte mir alle fünf Nummern sehr gut, und gedachte auf selbe zu setzen. Ich schlief wieder ein, aber vergaß alle Nummern, daß ich mir nicht einen einzigen merken konnte. Das ärgert mich; wie leicht hätte ich eine Terno gewinnen können.

Pr. Ja, die Traumnummern wären schon recht, wenn man sie nur nicht so leicht vergäße. Daher soll man sie gleich aufschreiben, sobald man wach wird, um darauf setzen zu können.

St. Kurios! Es giebt Leute, die auf Träume

Nichts halten. Diese wissen nicht, was oft Wichtiges daran ist. Wie oft wurde Jemand im Traume vor gefährlichen Personen und Ereignissen gewarnt? Wie Viele haben schon durch Träume ihr Glück gemacht? z. B. gute Parthien getroffen und einen Schatz gefunden? Sage mir Jemand was immer gegen die Träume, ich glaube ihm weniger als den Träumen.

(So räsonniren gewöhnlich die gemeinen Leute, und bedenken nicht, daß der liebevolle Gott absichtlich unsere künftigen Schicksale verborgen hält, und so die Träume gar keinen Bezug darauf haben. Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten, denn sie sind nichts Anderes als Bilder ohne Wesen. Besondere Auslegungen und Weissagungen bedeuten Nichts, und machen leicht schwermüthige Gedanken. Dieses sollte nun Jeden vor der Thorheit bewahren, auf Träume zu achten, und Traumbücher zu lesen, und ihren Ausdeutungen Glauben beizumessen. Vor Allem soll man sich hüten, auf die Traumnummern zu setzen, weil dieß mehr Schaden bringen kann. Auf die Einwendung, daß doch Gott in alten Zeiten manchen Menschen in Träumen Etwas geoffenbart habe, und dieses vielleicht noch thue, achtet kein Vernünftiger mehr; denn seitdem Gott die Menschen durch seinen Sohn Jesus Christus auf eine so deutliche Weise hatte belehren lassen, thut er Niemanden mehr Etwas durch Träume kund. Zwar fehlt es nicht an Erzählungen von

Fällen, wo auch in unseren Zeiten Menschen im Traume künftige Dinge vorher gesehen haben sollen. Allein da man nicht weiß, was an solchen Erzählungen wahr oder was erdichtet ist; da es ferner sehr natürlich zugeht, wenn einem Menschen das, was er in Zukunft unternehmen will, oder das, was er fürchtet, hofft oder wünscht, vorkommt: so ist auf dergleichen Erzählungen nicht viel zu achten und daran zu glauben. Man bedenke nur, daß Träume immer keine Wirklichkeiten sind.)

15. Vom Wahrsagen.

Es giebt Menschen, welche von sich behaupten, daß sie allen denen, von welchen sie befragt würden, ihre künftigen Schicksale voraussagen könnten; und zwar behauptet Mancher, daß er sie aus den Linien der Hand oder aus den Karten wahrnehmen könne. Man nennt dergleichen Leute Wahrsager oder Kartenschläger. Wenn man fragt: Wer sind denn diese Leute, welche wahrsagen zu können vorgeben? so wird geantwortet: Es sind meistens sehr niedrige und unwissende Leute, und auch dem Müßiggange, dem Trunke, der Naschhaftigkeit und anderen Lastern so sehr ergeben, daß man sie für recht schlechte und gottvergessene Menschen halten muß. Schon dieser Umstand sollte diejenigen, welche solche Menschen über ihre künftigen Schicksale befragen wollen, mißtrauisch machen, und sie sollten billig

bei sich denken: Wie? solch niedriges, unwissendes und ausgelassenes Gesindel sollte Gott so hoch erleuchtet haben, daß sie im Buche der Zukunft lesen können, indessen den gelehrtesten und rechtschaffensten Menschen dieses Buch verschlossen bleibt? Wenn sie aber gar bedächten, daß die heilige Schrift ausdrücklich sagt, daß die Zeichendeuter (darunter gehören auch die sogenannten Wahrsager, denn sie wollen ja die Linien in der Hand und die Karten ausdeuten) dem Herrn ein Gräuel sind, die das israelitische Volk aus seiner Mitte ausstoßen sollte; so sollten sie nicht einen Augenblick an der Behauptung zweifeln, daß die Wahrsager die listigsten und schlechtesten Menschen sind, die sich die Einfalt und Leichtgläubigkeit Anderer zu Nutzen machen, um sie um ihr Geld zu prellen, und dann im Müssiggange leben zu können. Dessen ungeachtet wollen sich viele Menschen nicht von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen lassen, sondern laufen gerne zu diesen Betrügern, als wenn es Gesandte Gottes wären. Solche Menschen sind wahrlich zu bedauern, denn sie stellen sich selbst als unvernünftig und abergläubisch dar. Ein einziges Beispiel soll dieses beweisen.

In einem gewissen Dorfe lebte ein Mann, der weit und breit für den zuverlässigsten Wahrsager und Zauberer gehalten wurde. Es kamen daher immer Leute mehrere Stunden weit zu ihm her, die sich theils aus der Hand ihre künftigen Schick-

sale voraussagen ließen, theils von ihm verlangten, daß er ihnen wieder zu ihrem verlorenen oder gestohlenen Gute helfen möchte. So oft im Wirthshause von diesem Manne die Rede war, so oft erzählte der eine oder andere Bauer ein Stückchen, welches ein Beweis von der zuverlässigen Kunst dieses Mannes seyn sollte. Dem Einen hatte er einen Glücksfall, dem Andern einen Unglücksfall, dem Dritten eine Gevatterschaft, dem Vierten eine Trauer, dem Fünften einen Prozeß, dem Sechsten eine baldige Heirath und dergl. vorhergesagt, und jede dieser Voraussagungen sollte immer pünktlich eingetreffen seyn. Auch wollte man wissen, daß er schon sehr viele Diebe zur Zurückgabe des Gestohlenen genöthigt, und manche verlorene Sachen wieder entdeckt habe. Als ihm aber einmal selbst ein Schwein aus dem Stalle gestohlen wurde, konnte er es mit all seiner Kunst nicht mehr bekommen. Die Leute wunderten sich sehr darüber; doch wußte er seinen Wunderruf mit der Ausrede zu erhalten, daß er nichts mehr machen kann, weil die Diebe schnell mit ihrer Beute über ein fließendes Wasser gekommen sind. Auch währte es nicht lange, daß dieser Wundermann wegen eines bedeutenden Diebstahles, den er selbst vor Jahren verübt hatte, in das Zuchthaus kam. — Aus dieser Geschichte sieht man deutlich, daß dieser vorgebliche Wahrsager nichts Anderes als ein schlechter Betrüger war, der im Grunde weder sich noch Anderen helfen konnte.

16. Von der Quacksalberei.

Die Arzneikunst ist eine sehr wichtige und schwere Kunst, die man nur in mehreren Jahren und bei dem anhaltendsten Fleiße von berühmten Doktoren auf Universitäten erlernen kann. Wer diese Kunst recht gelernt hat, der kennt alle Theile des menschlichen Körpers, die Knochen, Muskeln, Nerven, alle Eingeweide sehr genau, weiß die Merkmale der verschiedenen Krankheiten anzugeben, und kennt die Arzneimittel, die gegen jede besondere Krankheit anzuwenden sind, und auch die Art und Weise des Gebrauches derselben. Nur ein solcher Mann verdient, daß man ihn bei Krankheiten zu Rathe ziehe, und seinen Verordnungen folge.

Da aber der gemeine Mann auf dem Lande selten weiß, was ein rechter Arzt wissen muß, so nimmt er meistens seine Zuflucht lieber bei einem Quacksalber, als bei einem ordentlichen, studierten Arzte, in der gewissen Ueberzeugung, daß der erste ihn besser als der andere kuriren könne. Aber die Quacksalber sind lauter solche Leute, die, ohne gehörig die Krankheiten studiert zu haben, sich doch heraus nehmen, alle Krankheiten, gleich viel, ob innerliche oder äußerliche, mit ihren Arzneimitteln vertreiben zu wollen. Wenn man bedenkt, daß die Quacksalber gewöhnlich sehr unwissende Leute sind, die vom menschlichen Körper, von den Krankheiten und Arzneimitteln so wenig als ein Schulkind

wissen, so muß man alle diejenigen bedauern, die lieber bei einem Quacksalber als bei einem ordentlichen Arzte Hilfe suchen. Denn solche handeln eben so unvernünftig, als derjenige handeln würde, der eine kostbare Uhr einem gewöhnlichen Schmiede zur Ausbesserung gäbe. Uebrigens ist es zu verwundern, wie Menschen, die bei weit minder wichtigen Dingen so klug zu Werke gehen, in dem so wichtigen Punkte, wo es auf die Rettung der Gesundheit und des Lebens ankommt, so thöricht handeln, und statt eines ordentlichen Arztes einen Quacksalber brauchen können. Denn wenn ein Bauer sein Pferd gut beschlagen, oder einen Pflug ordentlich ausbessern lassen will, so wählt er dazu einen geschickten Schmied und Wagner, und keinen Pfuscher. Will Jemand sich ein schönes Kleid machen oder ändern lassen, so überträgt er dieses Geschäft gewiß keinem Pfuscher. Wollen aber die Menschen ihren Körper, wenn ihm etwas fehlt, wieder gesund herstellen lassen, so vertrauen sie sich oft dem ersten besten Quacksalber an, der auch ein Pfuscher in der Arzneikunst ist. Freilich rechtfertigen dergleichen Leute ihr Verfahren oft damit, daß sie sagen: Wir haben schon viel Rühmens von der großen Geschicklichkeit dieses oder jenes Mannes gehört, den die Aerzte nur aus Neid einen Quacksalber nennen; daher schenkten wir ihm unser Vertrauen. Darauf läßt sich aber Verschiedenes antworten.

Erstlich fragt man billig: Wo soll denn der Mann seine Geschicklichkeit her haben, da er weder auf einer Universität unter berühmten Doktoren studiert hat, noch eine Bibliothek besitzt, aus der er etwa seine Kenntnisse hätte schöpfen können? Muß doch das geringste Handwerk von einem Meister erlernt werden, wie viel mehr die so wichtige Heilungskunst.

Zweitens kann man sagen, daß, wenn ein Quacksalber wegen seiner Geschicklichkeit im Kuriren gerühmt wird, oft grober Betrug von Seite des Gerühmten, oft Selbsttäuschung derer, die geheilt seyn wollen, oft Irrthum oder lügenhafte Uebertreibung der Rühmenden zu Grunde liegt.

Drittens kann man erwidern: Schon viele Menschen, die sich oder die Ihrigen sehr gerühmten Quacksalbern zur Kur übergeben haben, sind dabei sehr übel weggekommen, und haben, wenn sie noch mit dem Leben davon gekommen sind, hinterher ihre Thorheit höchlich bereut.

Folgende Geschichten beweisen die Wahrheit dieser letzteren Behauptung, und können Jedem, der noch auf Quacksalber etwas hält, zur Warnung dienen.

Ein junger Mensch von 17 Jahren hatte das Rothlauf an seinem rechten Beine in der Gegend des Knöchels. Seine Mutter, die einfältig genug war, ging zu einem Schäfer, der im Rufe stand, als könne er die kranken Menschen besser als die

studierten Aerzte kuriren, und verlangte von ihm, ihren Sohn gesund zu machen. „Ja, ja, sagte er, das will ich schon thun. Das ist ein Leichtes! Ich habe diese Krankheit schon oft kurirt.“ Er gab ihr hierauf einige getrocknete Kräuter, und sagte, sie sollte, wenn sie nach Hause käme, einen Topf mit glühenden Kohlen anfüllen, die Kräuter darauf werfen, und ihren Sohn das kranke Bein eine halbe Stunde lang darüber halten lassen. Diese Vorschrift wurde befolgt, — aber o Jammer! der Erfolg davon war schrecklich. Die Hitze hatte das kranke Bein so verschlimmert, daß der Brand dasselbe ergriff, und es abgenommen werden mußte. Die Aeltern und der junge Mensch verwünschten und verfluchten jetzt den Quacksalber, und nannten ihn einen dummen Esel, listigen Betrüger und dergl. Aber das half Alles nichts, das Unglück war geschehen, und sie konnten es nicht mehr gut machen.

Ein Knabe bekam die Krätze. Seine Mutter suchte bei einem Quacksalber Hilfe gegen dieses Uebel. Er gab ihr eine Salbe, worauf die Krankheit bald verschwand, aber leider sich in das Innerliche schlug, und dessen Heilung viele Jahre lang währte. Die Mutte bereute freilich ihre Dummheit.

Ein Mann fühlte sich nicht wohl, und ging deßhalb zu einem Quacksalber, um sich Raths bei ihm zu erholen. Dieser gab ihm 7 Pillen zum Laxiren. Der Mann aber nahm nur 5, und diese griffen ihn so stark an, daß er an einer gänzlichen

Entkräftung sterben mußte. Sein Weib schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und hätte dem Quacksalber die Augen auskratzen mögen.

Ein altes Weib, das weit und breit im Rufe einer geschickten Doktorin stand, versprach den Leuten, die häufig zu ihr kamen, baldige Heilung, und gab ihnen für gute Bezahlung auch ein Gläschen mit seynsollender Arznei. Aber selten konnte es die versprochene Hilfe leisten. Gleichwohl verlor die Doktorin Nichts von ihrem Ansehen. Dieß kam aber daher, weil sie alle Mal die Krankheit desjenigen, dessen Urin man ihr zeigte, richtig angab. Ohne Urin durfte aber gar Niemand zu ihr kommen. Die Krankheit aber erkannte sie nicht aus dem Urin allein, sondern sie kam auf folgende Art dahinter. Die Leute, welche ankamen, (es kamen deren oft viele) mußten warten, bis sie vorgelassen werden konnten. Einer nach dem anderen wurde dann in die Stube gerufen, wo die Magd beim Eintreten des Fremden sagte: Die Frau Doktorin macht nur eine Arzenei zurecht, sie wird gleich kommen. — Dann fing sie ein Gespräch an, und wußte es so zu führen, daß die Leute in ihrer Einfalt nicht nur ihre Familienangelegenheiten, sondern auch alle Umstände des Kranken, für den sie Hilfe suchten, erzählten; wie lange dieser schon krank sey, ob er schon Etwas gebraucht habe oder nicht, wo es ihm schmerze, ob er Appetit habe oder nicht u. s. w. Dieses Alles konnte aber die Doktorin

in einem oberen Stübchen, vom Wärmeloch aus, hören. Hatte sie genug gehört, dann kam sie herunter. Vom Hilfesuchenden ließ sie sich das Uringlas reichen, drehte es mit wichtiger Miene links und rechts, hielt es gegen das Licht, schüttelte mit dem Kopfe oder nickte mit demselben, und machte endlich ihre Aussprüche, die dann der Fremde immer bestätigte. Die gerade hilfesuchende Person war die Tochter eines Bauern, der die Abzehrung hatte.

Doktorin (mit dem Uringlase in der Hand, und es von Zeit zu Zeit schüttelnd). Der Patient muß schon ein Sechziger seyn?

Ja, ja! zu Jakobi ist er gerade sechzig Jahr alt gewesen.

Er kränkelte schon lang, drei Vierteljahr wohl?

Ja! gleich nach Jakobi hat's ihn überfallen.

Das ist kein Wunder, denn der Mann hat ja fast gar keinen Appetit.

Ja! das ist wahr.

Er ist auch ganz matt.

Ja wohl! ein Kind könnte ihn umwerfen.

Ein böser Husten mit einem garstigen Auswurfe plagt ihn.

Ja wahrhaftig!

Er hat viele Nachtschweiße.

Ja! Daß sie doch Alles errathet!

Die Arzenei, die er gebrauchte, hat Nichts geholfen?

Nein, gar Nichts! darum hat er gesagt, ich soll hierher gehen.

Nun will ich ihm Etwas schicken, das Wunder thun soll.

Hierauf gab das betrügerische Weib dem Mädchen ein Glas mit Arzenei, die weder für den Kranken paßte, noch keine drei Kreutzer werth war, und ließ sich doch einen halben Gulden dafür bezahlen.

Solcher Geschichten gäbe es noch viele; doch werden diese schon hinreichen zur Abschreckung vor Quacksalbern und Uringuckern.

Endlich giebt es auch Leute, welche innerliche und äußerliche Krankheiten durch sympathetische Mittel kuriren wollen. Sie lassen sich z. B. von dem Kranken Etwas geben, das entweder ein Theil seines Leibes war, als ein Büschel Haare, ein Stückchen von den Fingern- oder Zehennägeln, Speichel rc. rc., oder was er an seinem Leibe getragen hat, z. B. einen Strumpf, einen alten Schuh, einen Lappen rc. oder sie nehmen Etwas, z. B. einen Apfel, einen Frosch rc. rc., und reiben damit einen Theil am Körper des Kranken. Mit diesen Dingen nun nehmen sie allerlei Handlungen unter Beobachtung verschiedener Umstände vor, indem sie dieselben entweder stillschweigend, oder vor Aufgang der Sonne, oder bei abnehmendem Monde rc. rc. unter die Dachtraufe, unter eine Staude, oder einen Baum graben, in ein Loch stopfen und dergleichen. Wollen sie eine Wunde heilen, so verbinden sie

das Instrument, das die Wunde gemacht hat; wollen sie einen Beinbruch kuriren, so verbinden sie ein Stuhlbein 2c. 2c. Dieß Alles nennt man Kuriren durch Sympathie. Aber das können nur unwissende Leute glauben, denen es unbekannt ist, daß jede Wirkung auch eine hinreichende Ursache haben muß, und daß die genannten Handlungen durchaus keine Ursachen zu den erwarteten Wirkungen seyn können, indem es ja unmöglich ist, daß ein Büschel Haare, Nägel, ein Lappen in den Erdboden vergraben, eingebundene Instrumente und Stuhlfüße 2c. 2c. Etwas wirken können.

17. Vom Schatzgraben.

Pfarrer. Herr Nachbar! Sie können kaum glauben, daß heutzutage noch die Leute auf das Schatzgraben Vieles halten. Aber ich versichere Sie, daß es noch viele solche einfältige Menschen giebt, sowohl auf dem Lande als in den Städten. Ich will Ihnen gleich mehrere Geschichten erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Ich war Cooperator in der Nähe von Landshut. An einem Sonntage ging ich auf die Filiale, um Gottesdienst dort zu halten. Auf dem Wege dahin begegneten mir zwei Weibspersonen, eine ältere und jüngere. Die Aeltere redete mich an, und sagte mir, daß sie mir ein Geheimniß zu offenbaren hätte. Sie wußte nämlich einen Schatz

vergraben, bei dessen Hebung ein Geistlicher seyn müsse, weil sie es mit mehreren Anderen schon versucht habe, aber es nicht konnte. Daher spreche sie mich an, ihnen behilflich zu seyn, wofür ich reichlich belohnt würde. Natürlicher Weise schlug ich ihnen die Bitte ab, und machte sie auf das Gefährliche aufmerksam, das sie unternehmen wollen.

Nach vierzehn Tagen kamen mir zwei Männer auf dem Filialwege entgegen, wovon sich einer für einen Maler und Vergolder aus der Au ausgab, und mir mehrere Zeugnisse über seine gemachten Arbeiten vorzeigte. Ich meinte, ich sollte ihm also auch Arbeit auf meiner Filial verschaffen; aber das verlangte er nicht. Dieses war nur ein Vorbereitungsmittel, um mit mir vertrauter sprechen zu können. Er zog endlich ein Büchlein heraus, und zeigte es mir. Ich erkannte es gleich als ein Zauberbüchlein, und sagte ihm, daß ich damit Nichts machen könne. „Ja, ja, fiel er mir in die Rede, Sie können schon Etwas machen, wenn Sie nur wollen," und bat mich mit aufgehobenen Händen, sie und mich glücklich zu machen. Er gestand, daß er und sein Kamerad eine zahlreiche Familie haben, aber dabei sehr arm sind. Sie wüßten nun einen großen Schatz, der sich dadurch zu erkennen gab, daß man dort schon Gold- und Silberstücke gefunden habe. Es fehlt ihnen nur ein Priester, der die Erhebung desselben übernehmen soll. Aber ich stellte ihnen vor, daß ich mich zu dergleichen dum-

men und gefährlichen Sachen nicht brauchen lassen wolle; denn hinter allen diesen Sachen stecken nur Aberglauben oder Betrug. Daß es vergrabene Schätze noch gebe, das ist richtig; daß man aber gewisse Feier- und Heimlichkeiten dazu gebrauchen müsse, ist nicht nothwendig, sondern sie sind sogar von geistlicher und weltlicher Obrigkeit strenge verboten, und es ist selbst Zuchthausstrafe darauf gesetzt. Ich versicherte sie, daß ich wohl Vieles vom Schatzgraben gelesen und gehört, aber niemals vernommen habe, daß auf eine solche Weise ein Schatz erhoben worden sey. Ich redete ihnen zu, dergleichen eitle Hoffnungen aufzugeben, und sich lieber durch Arbeit- und Sparsamkeit Etwas erwerben zu wollen. Da sie sahen, daß sie mich nicht gewinnen konnten, gingen sie traurig fort.

Nach vierzehn Tagen erhielt ich von einer fremden Person einen großen Brief, worin ich beschworen wurde, einen Schatz erheben zu helfen, wodurch ich mir und vielen verarmten Familien helfen könnte. Ich sollte nur an dem und dem Tage in Landshut vor dem Münchner Thore mich sehen lassen, alsdann würde ich in einem Einspänner über Kronnwinkel zu einem Einödhofe gefahren, wo der Schatz sich befindet. Ich stutzte, daß ich schon drei Mal nach einander zu diesem sauberen Geschäfte eingeladen wurde, und ich schickte den Brief mit einem Begleitungsschreiben zum Landgerichte.

Nachbar. Das hätte ich nicht gethan, son-

dern ich wäre sogar nach Landshut gegangen, um an den bezeichneten Ort zu kommen; aber ich hätte zugleich auch dem Landgerichte hiervon Kenntniß gemacht. Vielleicht hätte eine ganze Diebsbande leicht gefangen werden können.

P. Aber ich hätte mich nicht der Lebensgefahr aussetzen mögen, wenn sich etwa die Leute beim Einfangen gewehrt hätten. Mir hätte vielleicht der erste Schlag oder Stich für den Verrath gegolten. Nein, nein, für eine solche Bravour des Muthes und der Tapferkeit bedanke ich mich. — Ueber eine Weile kam ein Schreiben vom Landgerichte Landshut, worin stand, daß es meine Anzeige dem Landgerichte Moosburg übergeben mußte, weil bezeichneter Bauernhof nicht in seinem Bezirke sey. Später fiel mir ein, daß einem Herrn Pfarrer in der Nähe dieses Hofes früher viel Geld gestohlen worden sey. Holla! dachte ich mir; gewiß ist dieser Schatz nichts Anderes als das gestohlene Geld, das die Diebe auf eine fast ehrliche Weise und sicher fortbringen möchten. Doch erfuhr ich Nichts mehr davon. Fast alle Jahre wurde ich von Schatzgräbern angegangen, sogar kamen Markt- und Stadtleute zu mir. Ich ärgerte mich über das Vertrauen betrügerischer und betrogener Leute, das sie mir geschenkt hatten. Sehen Sie also, Herr Nachbar! daß der Aberglaube in dieser Hinsicht noch nicht vergangen ist. Schätze erheben wäre freilich leichter, als sie mit saurem Schweiße verdienen.

18. Der Schwärzer

ruht mit seiner Kraxe auf einem Baumstocke und denkt bei sich:

„Ich verdiene wohl ein schönes Geld, aber meine Plage ist auch nicht gering. Während meine Nachbarn die süße Ruhe genießen, muß ich in stockfinsterer Nacht und bei der schlechtesten Witterung viele Stunden marschieren und schwer tragen. Ich darf nur die abgelegensten Wege passiren, und muß das geringste Geräusch fürchten. Ich habe schon satt an diesem Geschäfte, und mein Fuß, der einmal auf einer Streife geschossen wurde, will kaum meinen Körper mehr tragen. Was habe ich wohl bisher gewonnen? so viel ich verdiente, so wenig blieb mir. Es scheint mir der Spruch richtig: „Unrecht Gut thut kein Gut!“ Dann bin ich niemals meines Lebens sicher. Wie viele meiner Kameraden sind erschossen oder erschlagen worden! Wenn mir dieses auch passirte, was mir schon einmal nahe stand, was würden mein Weib und meine Kinder anfangen? Oder wenn dieses nicht geschähe, so könnte ich doch einmal eingefangen werden, und ich müßte dann mein Leben im Zuchthause beschließen. Mein Weib jammert immer, wenn ich wieder einen Transport zu machen habe, und stellt mir die Gefahren vor, die ich für meinen Leib und meine arme Seele zu bestehen habe. Ach, wie ging's mir in der andern Welt,

wenn ich auf einem solchen Raubzuge zu Grunde ginge! Ich habe schon lange nimmer gebeichtet, und eine Zeit her spüre ich eine Angst in mir, die mir Nichts Gutes ahnen läßt. Wenn nur dieses Mal mein Geschäft glücklich abginge, ich schwöre es bei Gott, daß ich es gänzlich aufgeben will. Was ist es, wenn ich auch in Einer Nacht zehn und mehrere Gulden verdienen kann? ich muß dafür ausstehen genug. Und würde der Fall zutreffen, daß ich in der Nothwehr eine oder mehrere Personen um's Leben brächte, so wäre ich auch noch ein Mörder, der auf dem Schaffote sein Leben einbüßen wüßte. Gott sey mir gnädig! und er helfe mir, mich den höllischen Schlingen zu entwinden! Mein Weib und meine Kinder, wie auch meine Seele sind mir lieber, als daß ich dadurch Ehre, Glück und Seeligkeit verlieren sollte. Keiner meiner Kameraden soll mich mehr dazu überreden können. Ich will lieber, so lange ich mich rühren kann, fleißig arbeiten; ja, wenn es noth thut, selbst betteln, als mehr auf eine solche Weise mein Brod verdienen. Und wenn ich Andere von diesem unerlaubten Handwerke abreden kann, so thue ich es mit Freuden und Eifer. Komme, meine Kraxe! heute machst du die letzte Tour; und damit du mich nicht mehr verführst, so werde ich dich verbrennen, wenn ich wieder glücklich heim gekommen bin. Ach, wie schwer kommst du mir heute vor!

ja, ja, es sey der letzte Gang; möge er glücklich vollbracht werden!"

19 Die Wilddiebe.

Kirchbauer. Was kommt da für ein Haufen Menschen her? Soldaten sehe ich auch darunter!

Bursche. Wilddiebe bringen's daher; und wen meinst du, daß darunter seyn könnte?

Kb. Sollen sie gar Bekannte seyn?

B. Ja wohl; der Schreier mit seinen Söhnen sind es.

Kb. Ich hätte bald darauf gerathen, aber ich traute mich doch nicht; haben sie sie einmal erwischt?

B. Du, diese sehen erbärmlich aus. Der Schreier ist lebensgefährlich verwundet, der Hiesel ist auch vrbunden, und der Kaspar liegt ganz todt auf dem Wagen. Nichts weniger sehen der Förster und die zwei Jägergehilfen übel zugerichtet aus. Vom Schreier sagen's, daß er kaum mehr lebendig vom Wagen gebracht werden kann. Gensd'armen und viele bewaffnete Bauern sind auch dabei. Es sieht aus, als wenn sie die ärgsten Spitzbuben brächten. Sie werden gleich auf das Landgericht geführt.

Kb. Jetzt ist es aus mit der ganzen Schreierfamilie. So weit ist es mit ihr gekommen! Schon auf der Gant müssen sie alle noch als Verbrecher

enden. Ein Sohn ist schon gestorben, der Vater wird schwerlich mehr aufkommen, und der andere Sohn kommt nimmer unter die Leute. Die Töchter sind lüderliche Weibsbilder und die Mutter müssen wir mit den Töchtern und ihrer Menge Kinder unterhalten. Das ist ein trauriges Schicksal. Wie schaut denn der Schreierbauer aus?

B. Wie ein Verdammter. Er kann Nichts reden, aber er knirscht noch mit den Zähnen, verdreht furchtbar seine Augen, und ballt die Fäuste. Alle sind stark gefesselt und gebunden. Den Kaspar haben's durch das Herz geschossen, daß er auf der Stelle blieb. Es muß schrecklich zugegangen seyn.

Kb. Diese Leute haben nicht allein Wilddieberei, sondern auch bedeutende Holzdieberei getrieben. Der Schreier hatte schon lange keinen Stecken eigenen Holzes mehr, und doch verkaufte er immer Holz auf dem Markte. Aber richtig ist, daß Holzdiebe meistens auch Wilddiebe sind.

B. Sie hatten sie schon lange auf der Spur, aber sie konnten ihnen nie recht beikommen. Sie waren schlau und im höchsten Grade verwegen. Jedermann fürchtete sie, und die Jäger hatten sie schon längst in die Hölle gewunschen, weil sie ihrer wegen viel zu thun hatten.

Kb. Mein Schreier! mein Schreier! Vor zwanzig Jahren hättest du nicht gedacht, daß es dir so gehen könnte. Aber es mußte leider so geschehen; er selbst ist an Allem Schuld. Wenn nur

nicht seine arme Seele zu Grunde ginge! Ich muß doch selbst hin und ihn zum letzten Male sehen.

20. Der brave Gastwirth.

Ein Fremder liest auf einer Tafel unter der Glasrahme:

Die zehn Wirthshausgebote.

I.

Du sollst keine andere Wirthe neben mir haben.

Halte von den Wirthen allen
Für den besten mich allein;
Bloß bei mir soll's dir gefallen,
Kehr' bei keinem andern ein.

II.

Du sollst den Namen deines Wirthes nicht eitel nennen.

Unnütz rufe ja mich nimmer,
Nur, wenn ich was bringen soll;
Sonst magst rufen unnütz immer,
Dein Maaßkrug wird lang' nicht voll.

III.

Du sollst die Feiertage heiligen.

Eſſ' und trink' an Feiertagen
  Beſſer, mehr für's baare Geld;
Laſſ' nicht um die Zech' dich plagen,
  Daß nicht meine Hoffnung fehlt.

IV.

Du sollst Wirth und Wirthin ehren, auf daß es dir wohl ergehe.

Nie mit böſen Reden kränke
  Wirth und Wirthin allezeit,
Tadle niemals das Getränke,
  Sondern lob' es weit und breit.

V.

Du sollst nicht meine Flaschen und Gläser zerschlagen.

Laſſ' mir Glas und Flaſchen leben,
  Brech' aus Bosheit Nichts entzwei;
Denn ſonſt könnt' es Händel geben,
  Worauf kommt die Polizei.

VI.

Du sollst nicht Unkeuschheit treiben.

Laſſ' dich nicht vom Böſen führen,
  Zähme deine Fleiſcheslust;

Falls du wegen deines Schmieren
  Dieses Gasthaus meiden mußt.

VII.

Du sollst nicht stehlen.

Stehle mir nicht meine Kreide,
  Daß ich Zeche machen kann;
Denn sonst schaff' ich dir zum Leide
  Lauter doppelte mir an.

VIII.

Du sollst nicht falsches Zeugniß geben.

Stets mußt du mir's redlich sagen,
  Frag' ich, was verzehrt du hast;
Und kein falsches Zeugniß wagen,
  Ehrlichkeit ziert jeden Gast.

IX.

Du sollst nicht begehren des Wirthes Schaden.

Fordre nie umsonst, zu geben
  Karten, Kegel, dieß und das;
Vom Verdienste muß ich leben,
  Lieber Gast, bedenke das!

X.

Du sollst nicht begehren des Wirthes Kellnerin.

Zügle deine geilen Triebe,
Mach' die Mädchen nicht confus;
Denn die Kellnerinnen-Liebe
Bringt nur Unheil und Verdruß.

(Der Fremde schmunzelt.

Schuster. Nicht wahr? diese Gebote sind nicht übel. Unser Wirth hat lauter Sachen, die zum Besten beitragen. Nach dem Pfarrer und Schullehrer trachtet er auch Ordnung und Sittlichkeit zu befördern. Alle Gensd'armen und Gerichtsdiener haben noch immer gesagt, daß der Wirth ihnen ihr Geschäft um Vieles erleichtert. In unserm Wirthshause giebt es selten Raufereien. Von Tanzmusiken ist der Wirth gar kein Liebhaber. Wenn er nicht eine halten muß wegen Hochzeiten oder Kirchweihe, so hält er gewiß keine. Er sagt: solche Gelegenheiten geben wenig Profit, aber desto mehr Verantwortung. Leidenschaftlichen Spielern ist er auch nicht geneigt, daher wird bei ihm nicht bis mitten in die Nacht hinein um's theure Geld gespielt. Säufern und Raisonnirern läßt er keine Excesse machen. Er liebt wohl muntere Gesellschaften, erheiternde Diskurse und ehrbare Gesänge, und hält den Bauern eine gute Zeitung, die er

ihnen selbst oft vorliest oder vom Schullehrer lesen läßt. Er sagt: Die Bauern sollen auch wissen, wie es in der Welt draußen zugeht, damit sie nicht meinen, sie wären allein da. Kommt von der geistlichen oder weltlichen Regierung Etwas heraus, so ist er der Erste, der es unterstützt und vertheidigt. Daher nennen ihn auch die Bauern aus Spaß den lateinischen Wirth, weil er immer zu den Beamten hält. Weder über die Obrigkeit, noch weniger über die Religion läßt er schimpfen und schmähen. Aber es geht auch Alles bei ihm zusammen, daß es eine Freude ist.

Fremder. Einen Wirth so loben habe ich nicht bald gehört. Ich möchte diesen Mann kennen lernen.

Sch. O, ich wollte Ihnen noch viel Schönes und Gutes von unserm Wirthe erzählen, aber still! er kommt jetzt selber.

Kreisbibliothek Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ein Bauernjahr in vier Quartalen dargestellt

Augsburg 1857

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1648
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091256-0